

Dietmar Kamper

Journal einer Reise ans Ende der Welt

18.3.1980

Berlin, mittags

Was mit einem „Einfall“ begann – in unserer frühen Berliner Zeit – und zunehmend einer Obsession ähnlicher wurde, soll also wirklich werden: eine Reise in die äußerste Ferne Europas und in seine Vergangenheit, weg vom Bekannten und Vertrauten, auch von den nahen, gewohnten Menschen, um eine Probe zu machen. Ob es denn wirklich keine Reise-Ziele mehr gibt? Keine heiligen Orte? Und was aus der Einbildungskraft wird, die sich aus den Territorien in ihre Geschichte zurückzieht? – eine Probe also auf die Kinderfrömmigkeit und auf die längst besinnungslose Liebe . . . Zugleich wird mir die Reise eine Overture für das langerwartete Forschungssemester sein, jene Klein-Epoche meiner Geschichte der Einbildungskraft. Kenntnisse habe ich, noch von den frühen Fahrten in den Süden Frankreichs (Herbst 1976 und Herbst 1977, Provence und Languedoc), und inzwischen auch die Empfindlichkeit eines sensiblen Instruments. Es geht nur darum, sich hinzuhalten in den Gegenwind und am Ende die atmosphärisch-klimatischen Aufzeichnungen zu kontrollieren. Es ist ein vages Wissen da, daß das Gewohnte – auch dies: daß man ein Individuum mit Ruf-Namen ist – aufs Spiel gesetzt werden muß, soll es nicht an dumpfe Prozesse verlorengehen . . .

18.3.1980

am Rande des Harzes, abends

Im Dunkel des „Korridors“ ging mir blitzartig eine Konstellation auf, die noch unausdenkbar ist, die Spannung zwischen Vaters Wille und Mutters Traum: Erst kürzlich war mir klar geworden, daß ich bis auf die Erfolgsgipfel Marburgs, und obwohl ich doch – im Bewußtsein einer

nach-katastrophischen Existenz – nicht wollte, nur den Willen meines Vaters erfüllt habe, der weder ihm noch mir je völlig bewußt war: nämlich bis zum Äußersten zu gehen und auch in aussichtslosen Situationen standzuhalten . . . Dann war mir aber in Paris der Traum passiert, den ich als ein Versprechen auf eine andere Zukunft in Berlin verstanden habe: drei weißgekleidete Frauen, von einer Landpartie kommend, traten in unseren Cölber Garten; eine der Frauen war meine Mutter, schon von der Todeskrankheit gezeichnet, doch mit einem Anflug von Glück im Gesicht; die zweite Frau war eine entfernte Verwandte, die dritte kannte ich nicht; sie schien meiner Mutter als Hilfe mitgegeben; die letztere reichte nun der Kranken eine Schale und aus dieser eine kleine Perle gegen die Schmerzen . . . Wenige Stunden später – ich war wie absichtslos im Musée Cluny – erkannte ich die dritte Frau auf den Teppichen der Dame à la Licorne wieder, auf dem Teppich „Le Gout“ hält sie die Schale. – Über diese Eröffnung bin ich wiederum – jenseits aller Familienbornierung – verbunden mit der inneren Geschichte der Frauen, mit dem Strom der Wünsche, sofern er weiblich ist, sichtbar (trotz allem) in jenem verdrängten dreifachem Weißen, das zurückkommt, nun von den Kostbarkeiten eines schmerzstillenden Reichtums zu kosten . . . Vielleicht wäre eine solche Befreiung des Verdrängten, Überlagerten, Vershobenen ein guter Sinn der Reise, die Milchstraße entlang. Vater (Marburg) und Mutter (Berlin – Paris – Berlin) als Konstellation des Neuen, das zu leben und zu denken ist – und sei es ums Auslöschen des Namens – „Kaiserkron und Päonienrot“.

etwas später

Drei vorläufige (vorlaufende) Grundsätze (diesseits noch der Träume):

1. es geht um den Verlust des alten Gartens, den Weg des Gerichts, den Schatten, den das Licht Europas in den ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtaus-

sends zu werfen beginnt, um die Destruktion der Wünsche, ihre Hin-Richtung auf ein herausgehobenes Ziel, um den Abgrund, den der Weg, der „Camino“ überbrückte (durch die eifertigen Pontifexer der Orden: Benediktiner, Zisterzienser, Templer usf.) und in dem „Asien“ verschlossen wurde für fast 700 Jahre

2. es geht um die Stein-Zeit, um den Tod und die Sexualität, um die wirklichen Bilder, die zwischen Materie und Idee changieren, um die Legenden als Grundlage der Geschichte (deren narrativen Kern), um die Fiktionen, die real wurden und um Realitäten, die wieder fiktiv werden, also um die Effekte der Einbildungskraft (wie Kathedralen, Klöster, Herbergen, Brücken usw.), die ihre Leere nun nicht mehr verbergen
3. es geht – noch einmal – um das dritte Reich des Geistes, das im Mittelalter umstritten war wie nichts anderes, um das Reich jenseits des Vaters (Petrus) und des Sohnes (Paulus) (so die Koptischen Christen, so Joachim de Fiore, so – mutatis mutandis – die Sekten, die Katharer, die Waldenser, die „Freigeister“ usf. . . . noch die Stiftler in Tübingen!), um das Bild der Mutter als Grund selbst der Entzweiung, die keiner Versöhnung bedürftig ist (das Jakobus-Evangelium mit dem Marienleben, Maria als Patronin Spaniens, das Zeichen der Muschel, die bodenlose Trauer Galiziens . . .)

19.3.1980

Dijon, Hotel „Le Sauvage“, abends

Nach fast 1000 Kilometern, zwischen Nacht und Tag und Nacht, zwischen Schneetreiben und wärmender Vorfrühlingssonne sind wir in einer alten Herberge mit Loggienhof untergekommen; nach Göttingen, wo Christoph sich einfädelt in die Reise, sich erst freisprechen mußte vom suggestiven Zwang wissenschaftlicher Gesellschaften, gab's gleich ein Verkehrschaos auf Glatteis und

Schneematsch, so daß wir schon dachten: hier endet die Wallfahrt! aber es ging dann gut voran – am Oberrhein Sonne – erst nach Ronchamps, zur „Notre Dame du Haut“ (Le Corbusiers Traum, den auch s i e träumt), zu einer Kirche, die ihr Bergendes völlig nach außen gewendet hat, innen dagegen für fromme Kinder reserviert ist, absichtlich; dann über Dôle, mit einer eher finsternen Notre-Dame-Kirche, nach Dijon, der Prächtigkeit en miniature; zwischendurch waren wir stundenlang in ein Gespräch über die Sprengung des Kreises verwickelt, die mit der Romanik (durch die Kreuzform der Kirchen) passierte, trotz der Widerstände der Gralsritter, der Troubadours und nicht zuletzt der Katharer. – Aller Fortschritt Europas hat mit dieser Sprengung zu tun, doch gleichzeitig – so war uns klar – begann die Zeitbombe eines endlichen Verlustes der Konzentrik und einer völligen Orientierungslosigkeit zu ticken, hörbar nur für Dissidenten.

20.3.1980 Frühlingsanfang

Dijon, morgens

Die Sprengung des Kreises – das erscheint mir als die vorerst treffendste Formel für das historische Geschehen, das wir suchen. (Ich trage währenddessen ein Katharerkreuz, das i m Kreis geschlossen bleibt.) Vor allem der Weg, der Weg mit Ziel, der Weg mit dem äußersten Punkt ohne Umkehr, z.B. also die Sternenstraße zu St. Jakob scheint beteiligt gewesen zu sein an diesem Aufbrechen der alten zyklischen Lebenserfahrung, der geschlossenen Kreise, für die die Frauen ja die körperlichen Zeichen haben . . . (vielleicht ist der Marienkult des Mittelalters nur der Reflex eines schlechten Gewissens? Also wäre die Wallfahrt die Keimstruktur des modernen Curriculum Vitae, die Urform des Lebenslaufes, mit dem Gewinn des Heils am Ende? Wer gründlich genug forscht, müßte in jeder Biographie diese Strecke finden – und auch warum jemand biographisch „zur Strecke gebracht wird“) . . . Gegen Morgen träumte ich einen dieser Reise-Initiativ-Träume, gleichsam spiegelverkehrt zu jenem, der mir die

überfüllten Hörsäle Marburgs annoncierte, damals in derselben Region: der volle Hörsaal leert sich, ich finde mich liegend und mit fremder, blecherner Stimme sprechend, am Boden . . . und – wie in sprachloser Verzweigung ob solcher Verzweigung ob solcher Verstörung – einen eiskalten, perfekten Liebesakt mit einer Studentin, irgendeiner, ausübend, die Bitterkeit eines Endes im Munde: Papier ohne Zukunft, Abfall. Gestern abend war es das menschenleere Dijon, das wie eine Ausstellung spätmittelalterlicher Architektur wirkte, zu glatt, zu maßvoll, ohne das Ruinöse der Ruinen. Heute steht uns die Romanik in einem wiesennassen Burgund bevor, es hat geregnet; das Weinland der Côte d'Or ist zwar nicht für die Füße, aber für die Augen offen.

20.3.1980 Autun, Hotel Saint Louis, abends
 Incipit vita nuova . . . nach einem Tag, der eher dem Nachwirken des Winters als der Vorahnung des Frühlings gehorchte: Regen von oben und Nässe von unten, aber ein exzellentes Wetter für Fontenay.

Sieben Quellen mußten es sein am Ende des Tales; so wollte es die Fixierung der Mönche von Citeaux auf die Siebenzahl; wieder wie damals – obwohl längst außer Dienst – führte uns (da der „Guide“ zum Arzt war wegen der Beine) der alte Mann mit dem weißen Bart. Schon bevor er begann, hatte er begonnen: das Steinkreuz draußen mit dem Kruzifix vorne und der Maria hinten sei eine der Besonderheiten der Jakobsstraße.

Das Zisterzienserkloster Fontenay überstand die französische Revolution, weil es eine Fabrik war und dann in Privathände kam, die Eiskellerkälte läßt heute noch die Disziplin ahnen, unter die der Heilige Bernhard seine Mannen setzte: diese unerhörte Strenge bis in die Architektur! Sie war nur zweimal unterbrochen, bei der Feuerstelle und am Rande des Kapitelsaales, wo mit leiser Stimme – unvorschriftsmäßig – gesprochen werden durfte. Sonst galt nur Beten und Arbeiten, nach der verschärf-

ten Benediktiner-Regel, d.h. formiertes Gebet in der Kirche bzw. in Grenzen schweifende Meditation im Kreuzgang und „Schreiben“, Schreiben mit dem Gänsekiel und Schreiben mit dem Rechen, im Buch und im „Buch“ der Natur. Beten heißt eigentlich Wünschen oder genauer: wünschen lernen, für seine Wünsche die vorgeschriebene Form finden, immer wieder trotz der maßlosen Trauer (acedia). Dergleichen ist heute für das Gelingen der Ordnung nicht mehr erforderlich. Seitdem die Kontrolleure „innen“ sind, werden die Ströme des Wünschens präzise auf die Produktvielfalt des Verwertungsprozesses geleitet. Da ist die „Einfalt“ solcher Mönchsarbeit überholt.

Auf der Fahrt nach Fontenay hatten wir angesichts der Herrensitze im Park einen Diskurs über die Macht, die sich auf Grund und Boden stützte. War nicht auch dies das Mittelalter: der Versuch einer Besetzung des wirklichen Territoriums auf Dauer? Und ist nicht die Herrschaft über den Raum gegenwärtig längst eine Farce um Abstraktes? So daß wir von uns aus die Territorien aufzugeben, die Erde loszulassen hätten? Landnahme und Lehen sind aus. Die Menschen können keine wirklichen Kräfte mehr in die Raumordnung investieren. Heimatvertrieben sind wir alle. Ein letzter Krieg um den Besitz der Welt hätte nur noch die Zerstörung des Besitzes zur Folge. Es gibt auch geistig nichts mehr zu haben. Der sitzende König ohne Land ist der Spuk der Zeit. Das heißt „Deterritorialisierung der Wünsche“ (Deleuze/Guattari).

In Vézelay fanden wir die Kathedrale Sainte Madelaine (so der Name meiner Mutter) auf dem Berge ausgestreckt liegend wie eine große weiße Frau. Im Innern herrscht durchaus die Strenge von Fontenay, bis auf die um die Säulen geschlagenen Bilderbücher, die Kapitell-Szenen, die Skulpturgeschichten, die voller Allegorien und Anspielungen sind, die mit den Regeln der Allegorie auch spielen: die Bibel, das Buch, ins Bild gesetzt, gelegentlich von heidnischen Mythen durchkreuzt, scheinbar wahllos gereiht, weil alle Ikonographie nur marginal wichtig sein

durfte. Aber darauf geht heute das Interesse. Die „Führer“, die in der Kirche zu haben sind, versuchen, es fromm zurückzubinden, doch wird die Geschichte der Einbildungskraft sich der armen Teufel, der geilen Frauen und der häßlichen Chimären annehmen müssen, um den Kampf zwischen Christentum und „Heidentum“, der damals stattfand, genau rekonstruieren zu können. – Die Sieger vermochten nicht alle Spuren zu tilgen. Christus als Weltenrichter z.B. hinterläßt in der Zweiteilung der Welt bei den Bösen, den Abgesonderten (Sünde ist Sonderung) viele Varianten, die nicht passen auf die einfache Alternative zum Allgemeinen. Lust und Schmerz der Hölle haben im Mittelalter vielerlei Gestalt und sprechen für sich. Vielleicht hängt das Sehenkönnen solcher Regelbrüche damit zusammen, daß Gericht, Ethik, Moral jene innere Diskriminante wieder verlieren, die sie damals aufgepreßt bekamen, so daß sich im Tympanon und an den Kapitellen der Romanik bedeutsame Korrespondenzen zum gegenwärtigen Strukturzerfall ergeben.

21.3.1980

Autun, morgens

Die Regeln unseres Umgangs bilden sich unforciert und auf angenehme Weise heraus. Christoph arrangiert (durch Fragen) die äußeren Umstände meist aufs Beste; ich versuche, die innere Kurve zu halten, das Ankommen an der richtigen Stelle zu üben. Reisen mit einer zum äußersten gesteigerten Wahrnehmung (vis divinatoria hieß das früher) durchbricht alle Banalität und kann sich dashalb ohne Verlust auch Banales gestatten: bei Calvados im Café an der Ecke gestern abend haben wir uns beim Flippern in Konkurrenz gesteigert, danach im einfachen „Chalet bleu“ sehr gut gegessen und als ich nach 22 Uhr mit Berlin Verbindung über Telefon hatte, war es wie zum Nebenhaus . . .

Dieses Hotel Saint Louis (Louis IX, für die Franzosen immer noch ein Bilderbuchkönig, hat Aigues-Mortes für seine Kreuzzug bauen und Carcassonne nach der Zerstörung im Albigenser-Kreuzzug wieder errichten lassen) scheint ein Pilgerhotel gewesen zu sein oder zu sein; sogar die Schränke tragen die Zeichen der Muschel.

21.3.1980 Le Puy, Hotel „La Verveine“, abends
 Mein Bart wächst mit der Reisezeit; heute von Autun über Paray-le-Monial, wo es – wie an jedem Ort, den zur Zeit noch Wallfahrten erreichen – schrecklich zuring: Kitsch mit Tränen . . . und Cluny, das sich im Schatten seiner großen Vergangenheit sonnen will . . . und Tournus mit seiner Michaelskapelle über der Narthex (ein Weltinnenraum!) über die Autobahn durch Lyon nach St. Etienne und über schneebedeckte Berge nach Le Puy, das seinen Namen nach den hochaufragenden Felsen hat; dort suchten wir uns – zuerst – im Dunkel den Weg zur Kathedrale, über Buckelpflaster und durch schlecht beleuchtete Gassen mit seltsamen Namen; nach einem Blick zur Kapelle auf der „Nadel“, die nur umrißhaft deutlich war, fanden wir zum „Boulevard“ zurück, wo Christoph jemand nach einem akzeptablen Eßlokal fragte, und uns dieser jemand dann mit seinem Wagen in rasender Fahrt abschleppte; wir landeten nach abenteuerlichen Überholmanövern in einem portugiesischen Lokal, wo es aber nicht sonderlich schmeckte; der Ruf nach Hause ließ mich spüren, daß ich fortgegangen bin . . . die Santiago-Pilger nahmen immer Abschied fürs Leben.

22.3.1980 Le Puy, morgens
 In Anbetracht unserer Grund-Sätze (um die es trotz ihres Bläßwerdens noch geht) hat die burgundische Romanik

die entscheidenden Impulse gegeben: das gilt, da Clunienser und Zisterzienser führend waren, für die ganze Straße nach Santiago, sei es in der Richtung der Pracht (Cluny), sei es in der äußersten Verknappung (Fontenay): die Ordnung des „Innen“ und des „Außen“, des „Oben“ und des „Unten“ (die vor-mittelalterlich ist) wird in einer bestimmten Weise, d.h. durch Betonung des „Innen“ und des „Oben“ ergänzt und – für Jahrhunderte – nach „Rechts“ und „Links“ erweitert, wobei das „Linke“ dann stets als das Ausgeschlossene, als das im Weltgericht Verdammte fungiert, während das „Rechte“ indessen als das dem Gericht Genehme gelten muß. Die Einführung der Alternative, entweder abgesondert zu sein oder dazugehören (der Prozeß um „Gut“ und „Böse“ ist der abgegriffene Name dafür) wirkt sich dabei auch auf die grundlegenden Momente der Raumordnung aus: das „Unten“ wird als bloßes Fundament genommen, über das man hinweggehen kann, das „Außen“ dient als Fläche der Aufzeichnung der Sünde und der Verdammnis. Und der Kreis – die Grundform der früheren Rundbauten, die sich als Krypta erhalten – geht verloren durch die Streckung der Kirchenbauten. Dabei färbt diese Alternative von „Rechts“ nach „Links“ zunehmend ab auf „Richtig“ und „Falsch“, „Wahr“ und „Unwahr“ und hat – obwohl selbst nur „oberflächlich“ – zu den tiefsten Rissen, zur mörderischsten Lebens- und Geistertrennung des Abendlandes geführt. Überhaupt sind die Streckung, die Strecke, die Gerade, die Linie seit der Romanik in der Vorliebe, wenn auch die alten Symbole des Kreises: Blume, Ranke, Schlange sich am Rande noch halten, vielleicht als aufgebrochene sogar zum Faktor des Prozesses werden . . . immerhin geschieht das Gericht aus einer Mandorla heraus, aus einem gelängten Kreis.

Für meine Wahrnehmung bleibt die Romanik jedoch – im Unterschied zur Gotik – „schön“, je älter, je mehr: Tournus, die letzte unserer Burgunder Kirchen, ist kaum

überbietbar; sein Rot geht ein in die Augen wie eigenes! Päonienrot? Die Farben fallen auf: Fontenay blaßgelb, Vézelay fast weiß und mit dunklen Steinen noch weißer, Autun marmorgrau, Paray-le-Monial gelb bis zur Wärme, Cluny kaltgelb-grau und Tournus schließlich backsteinrosarot.

Das kleine Museum Rolin in Autun ist durch zwei Stücke spannend: das Szenario für das Grabmal des Heiligen Lazarus und die liegende Eva als Schlange. In einem Raum (über dem feuchten Hof), an dessen Wänden Zeichnungen und Erläuterungen zum Grabmal von Saint Lazare hängen (das ist der von den Toten auferweckte „Freund“ Jesu, der mit Maria Magdalena aus Palästina nach Burgund gekommen sein soll), sind in der Mitte ein graues Holzpodest und drei einander zugewandte Gestalten arrangiert. Auf dem Podest liegt ein alter Stein mit der Inschrift „azar“, der die Gestalten bannt. Das Ganze ist wie die Apotheose einer Trauer um die Leere, um das *F e h l e n* des Leichnams – der Reliquie schlechthin. Kann durch die ironische Brechung dessen, was man ausstellen wollte, genauer festgehalten werden, worum es geht? Was alles kann aus „azar“ (Zufall? Les Baux!) herausgelesen werden? Und daß die Schwester des Lazarus sich die Nase zuhält (entsprechend ihrem Bibelsatz: „Herr, er riecht schon!“), wird angesichts der Leere unfreiwillig aufschlußreich für die Entstehung von Gerüchten . . . die berühmte Eva dann, zu der übrigens noch ein Adam und ein Teufel gehörte, liegt in ungewöhnlicher Stellung, fast eher ein Fisch im Unterwasserwald als eine Schlange, die verführerische Frucht nach sich ziehend, ganz und gar ohne Psychologie dargestellt (weder die stehende Frau des Tilmann Riemenschneider in Würzburg, noch die verlangende Frau mit offenem Leib – wie ausen an den Kathedralen): Verführung eher als Ontologie, wobei die Gestalt den Stellenwert einer Geschichte besetzt hält, wie jene Eurydike Rilkes, die fragt – nachdem das Desaster passiert ist, Orpheus sich umgedreht und der Gott Hermes, Merkur gesprochen hat: „Er hat sich umgedreht!“ – „Wer?“.

Nun wollen wir bei Licht zur „orientalischsten“ Kirche Frankreichs und zum Heiligtum des Michael, das früher eben jenem Merkur, Hermes zugeeignet war, der mit einer Nymphe den Sohn Pan hatte, der später den Teufel spielen mußte . . .

23.3.1980 Conques, Hotel Ste. Foy, morgens
 Unser Tagesablauf ist schon stereotyp geworden: morgens von 6 bis 8 Uhr Schreiben, nach dem Frühstück Laufen und Schauen (Bewegung und Wahrnehmung), vormittags Weiterfahren, mit Unterbrechungen bis spätmittags, dann Ankunft, erster Rundgang, ausführliches Abendessen, frühes Schlafen . . .

Ich schreibe also in der Frühe, auf den Knien, in einem kleinen Dreisterne-Hotel gerade gegenüber der Pilgerkirche der Heiligen Fides. Wir sind die einzigen Gäste.

Während Burgund wie ein großer Bogen war, der sich spannte, ist die Fahrt durch das „massiv central“ eher dem Pfeil vergleichbar, der seine Richtung nimmt: erst hier tauchen wir in die Spur des Weges, in Le Puy noch zögernd, hier in Conques unaufhaltsam (an Häuserwänden, auf Wirtshauschildern, an Eßbestecken: die Jakobsmuschel).

Le Puy wird beherrscht von der „vierge“ – nicht nur sichtbar durch die geschmacklose Riesin aus alten Kanonen, die über der Stadt auf dem „rocher Corneille“ steht, sondern von der Geschichte her und durch die Kathedrale „La Sainte Vierge“ (n.b. n i c h t Notre Dame). In ihren Fundamenten ist ein Druiden-Altar eingemauert, dessen Oberfläche aus schwarzgrauem Basalt man betreten kann. Er heißt „le pierre des Fièvres“, der Stein der Fieber, was sicher auf jenes heidnische Moment der religiösen Exaltation, des Fieberwahns der Zeit-Geschichte verweist, das innerhalb des Christentums kaum noch zu-

gelassen war. Der Stein wird immerhin in Verbindung gebracht mit einer jungfräulichen Muttergöttin der Gallier. Über den Fundamenten erhebt sich ein Steinberg, ein einheitlich-uneinheitliches Bauwerk mit vielen maurischen Einsprengungen, mit Motiven und Formen der Ostkirche (ein riesiger Michael!) und vielen Aus- und Eingängen auf mehreren Niveaus, die jeweils in andere Jahrhunderte den Blick eröffnen: römische Sarkophag-Steine im Sockel und steinernes Filigran in der vom Propheten Mohammed einzig zugelassenen Kunstform der Arabeske. Was aber an der Kathedrale noch zaghaft ist und eher überraschend hier und da sich vordrängt, zeigt sich ganz unverstellt an der Michaelskapelle auf der „Nadel“, einem spitzen etwa 90 m hohen Felsen, gerade ausserhalb der Altstadt: das Maurische, Mozarabische, Spanische (das die mittelalterliche Geistlichkeit von Le Puy bei ihrer frühen Wallfahrt nach Santiago um 1000 n. Chr. sehr beeindruckt haben muß). Das Kirchlein ist vollendet. Unregelmäßig den Bedingungen des Felsens angepaßt, wie eine Schnecke vom Eingang her nach Rechts gedreht, sind die alten Karolingischen Teile eingebaut. Erst 1955 fand man einen Schatz unter dem Altar mit einem kleinen Kreuzifix, kreisförmig, das jenes „merowingische“ Männergesicht zeigt, das aus romanischen Kapitellen und Konsolen immer wieder angstvoll hervorschaut. Die Fassade, die den Berg grüßt, der die Kathedrale trägt, ist von einer überraschenden Buntheit (schwarz, rot, grau-weiß) und übersät mit Motiven der Apokalypse, des Evangeliums des „dritten Reiches“. Der Fries auf dem Türbogen ist eine Arabesken-Ranke, die aus den Mündern zweier Männerköpfe wächst: Reden durch die Blume oder Reden als blumiges Sprechen oder das Gesprochene als kunstvoll geregeltes Rankenwerk? — jedenfalls ein Sprechen, das in ein anderes Sprechen übergeht und nie ein Ohr erreicht . . .

Der Regen, der uns in Le Puy völlig durchnäßt hatte, folgte uns auf der Fahrt ins innerste Zentral-Massiv, die alte Pilgerstraße entlang. Es war je nach Höhe abwechselnd regennaß, nebelnaß, schneenaß. Auf dem Col d'Aubrac gab es zwei Meter Schnee am Straßenrand und riesige Eiszapfen von den Dächern. Aber Dank des guten Fahrzeugs hielten und halten sich die Strapazen in Grenzen. Überall weisen jetzt Pilgerkreuze und Kirchen mit Marienbildern den Weg: in Sanges eine romanische Muttergottes aus Holz, im verschneiten Nasbinals (wo Christoph mit einem „Hulk“-Flipper den Frieden störte) ein Erinnerungsfoto von Geraldine Chaplin, die hier einen Film drehte und in St. Come wieder eine Sirene am Dachbalken, die mit ihren aufgestellten Fischschwänzen eine halbverdrängte, halbzugelassene Obszönität erlaubte.

Da war der Traum eines heftigen Kampfes mit mehreren Frauen, die ihre Emanzipation vom Unterdrücker Mann an mir probierten . . . Symbolische und wirkliche Gewalt ist allerdings immer noch um die Kirchen und Klöster. Die Wut, die in Paris die Könige des alten Testaments von der Notre-Dame-Fassade kippte und köpfte, ist auch an der Straße des Heiligen Jakob mächtig wirksam gewesen. Zwar muß man – wie der alte Führer aus Fontenay vorschlug – für die Provinzen Frankreichs den Zeitraum ausdehnen und die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts einbeziehen, aber es bleibt derselbe Aufstand gegen eine wirkliche oder eingebildete Unterdrückung, wobei die investierte Wut nicht zimperlich ist. In den Reiseführern figuriert sie als inzwischen bedauernswerter Unfall im Fortschritt der Zivilisation (in Dijon war es ein Apotheker!), doch ist sie wie das Leben, das den Tod einschließt, letztlich keiner Legitimation und keiner Verurteilung fähig. Die Kraft zum Bauen ist mit der zum Zerstören identisch. Die Wut auf gehortete Werte und Güter stammt allerdings aus einem anderen Gedächtnis als das der konservierenden Geschichte. Da wird eben

erinnert, daß das Heilige im Abendland immer mit Gewalt zusammenging und noch in den sublimsten Marienliedern des Heiligen Bernhard Grausamkeit gegen Frauen am Werk ist. So betrachtet gibt es keine sinnlose Gewalt (oder Gegengewalt), nur das kurze Gedächtnis der Institutionen und das Vergessen von Schmach und Erniedrigung. Und so betrachtet haben die geträumten Frauen vielleicht Recht, weil mich oft schauderte vor einer Zukunft, wo ich – ungeliebt und gedemütigt – all das wieder zerstören müßte, was um uns herum sich aufgebaut hat.

Wer tief genug erinnert, kann nur auf das Flüchtige aller Errungenschaften in Geschichte und Biographie stoßen. Doch ich gebe zu, daß es mich erzürnt hat zu lesen: daß der Bürgermeister von Conques im vorigen Jahrhundert den Auftrag zum Abriß dieser schönsten Wallfahrtskirche gegeben habe, daß die Bauleute schon bei ihrer destruktiven Tätigkeit waren und gerade noch von Prosper Mérimée (dessen Wirken wir allenthalben in der Kette der Romanik spüren können) daran gehindert wurden, nach dem Kloster auch die Kirche, die in ihrer gelben Wärme sehr an Paray-le-Monial erinnert, zu schleifen . . .

23.3.1980

Moissac, Relais Auvergnat, abends

Am Morgen, in Conques, als wir die Rue Charlemagne zur Kapelle St. Roch am Pilgerfriedhof hinuntergingen (eine schmale Straße, die von Anfang an mit groben Steinen so ausgelegt war, daß das Regenwasser innen wegläuft), kam die Sonne hervor. Sie verließ uns dann nicht mehr, nicht in Conques selbst, wo wir bis in die Mittagszeit die Schätze des Tympanons, der Kirche (mit Pilgerumgang) und der Sakristei bewunderten, nicht auf der Fahrt durch die engen Felsentäler nach Figeac, das an diesem Sonntag verschlafen und vergessen wirkte, nicht auf der Straße durch die weiten Felsentäler des Lot nach

Cahors, eine Stadt mit den besten Verteidigungsmöglichkeiten, einer Wehrbrücke und dem Flair von Toulouse, nicht durch die hügeligen Landschaften des Quercy, noch in der Ebene des Tarn, in Moissac, wo wir spät ankamen und mehrmals nach Zimmern fragen mußten . . .

In der Sakristei von Conques, die einen sagenhaften Kirchenschatz verwahrt, haben wir nun endlich den mittelalterlichen Führer nach Santiago bekommen, von dem soviel zu lesen war; dieser, ins Französische übersetzte Teil des Codex Calixtinus, soll uns den Rest des Hin-Weges leiten. Ein Rückruf vom offenen Telefon über 2000 km gelang zwar schnell, machte mir aber deutlich, daß die Fäden der Verbindung momentan nur sehr dünn sind. Was ist passiert? Warum schreibe ich dieses Tagebuch nicht wie früher für *s i e*? Ist das ein Weg, der mich von *i h r* entfernt? Oder komme ich noch einmal in die einsame Gestalt des Anfang? Habe ich – ein Einzelner nach dem Ende des Individuums – doch noch Wünsche für mich?

24.3.1980

Moissac, morgens

Das Hotel liegt an der Straße und ist voll von einem wirren, lauten und nach außen gewendeten Leben. Jemand sang: „On a gagné“; jemand schrie: „Une Scheiße“. Vielleicht ist dies, wie vieles in diesem Land des Midi (Moissac war betroffen von den Albigenser-Kriegen) übrig geblieben aus anderen sinnvolleren Lebenszusammenhängen; aber Welch ein Ausblick: die Augen wandern über die Dächer zum Hügel der Stadt und springen dann gleich in das tiefste Blau des Himmels seit Jahren. Jener Rausch, der mich auf der „Autoroute du Soleil“ immer (etwa bei Montélimar) überkam, jetzt ist er da, noch leicht, wie ein Schwips, aber er verändert die Erfahrung. Der Süden in seiner anderen Lebensart, viel gelassener, durchaus auch banal, doch für jemand, der im Norden, jetzt sogar weit im Norden lebt und allerlei Stützen zum täglichen Leben braucht, ist dieses Sich-Gehenlassen-können unter der Sonne fast ein Unvergleichliches.

Wir haben gesehen, wie die Glockentürme der Kirchen schrumpften, vom quadratischen Grundriß zum schmalen Rechteck, dann zur hochgezogenen Mauer mit den Schallöchern. Wir haben gesehen, wie der Trend zur Gotik, dieser ersten Übertreibung des Willens in Stein, nach und nach geringer wurde und hier überhaupt keine Chance mehr hat. Wir haben gesehen, wie die natürlichen Reichtümer, jedenfalls die Spuren derselben in eben dem Maße zunahmten, wie das Bedürfnis nach dem künstlichen, abstrakten Wert (was für ein schrecklich Ding ist die Statue der Hl. Fides in Conques!) verschwand. Und doch muß man solches Schwinden des Machtwillens auch als Mangel lesen. Historisch haben die „Boches du Nord“ Recht behalten, bis jetzt. Hier ist alles herabgekommen auf ein Zeichen vergangener oder zumindest untergegangener Wünsche, in dessen Pracht sich die modernen Pilger (die Touristen) aufhalten, während den Einheimischen nur ein kleines Leben im Schatten bleibt, wie in Conques so in Moissac: „On a gagné!“ – „Une Scheiße!“

25.3.1980

St. Palais, vor den Pyrenäen,
Hotel du Midi, morgens

Die Straße von Moissac her hielt sich immer in Sichtweite der schneebedeckten Gipfel, die für die alten Pilger gewiß Verlockung und Anlaß der tiefsten Ängste waren. Im „Guide du Pèlerin“ steht Erschreckliches zu lesen über die Wildheit der Landschaft und der Menschen, über maßlos hohe Mautforderungen, über vergiftete Flüsse, über das barbarische Leben der Bergbewohner, die alle aus e i n e m Topf essen und in e i n e m Bett schlafen: Gesinde mit „maitre“ und „maitrise“. – Ich habe prompt, gestern morgen, meinen „Guide“ vergessen (aber Christoph in seiner unnachahmlichen Art, ein Problem zu lösen, hat gleich dafür gesorgt, daß er nicht verloren geht und nach Berlin zurückgeschickt werden kann). Es ist

nun auch das Fieber, das vergeßlich macht, um uns und in uns. Die vier Stunden im Kloster Moissac sind tiefgegangen. Das „Lesen“ der Tympana und Kapitelle, das Identifizieren, Befragen, Gegendeuten, Entdecken, Ablehnen, Zustimmung, Seinlassen, Übergehen usf. verwandelt mich zunehmend. Ich bekomme andere Augen und Hände – doch es spannt sich auch ein Widerstand gegen das Zuviel.

Wir sind dann – zunächst in der wärmenden Sonne – durch die weite Ebene nach Auch, nach Morlaas, nach Pau gefahren (hier ein bemerkenswertes Einsprengsel in Geschichte und Landschaft: Henri Quatre) und von dort auf die Berge zu, im Abendlicht durch Salies de Béarne und Sauveterre (Rette die Erde!) bis nahe an St. Jean-Pied-de-Port heran. Wir haben das starke Bedürfnis zu gehen, um dieses Ungemäße zwischen Geschwindigkeit und Wahrnehmung ein wenig auszugleichen. Vielleicht gelingt es am Paß. Es hat zwar in der Nacht wieder geregnet – fast kommen wir uns schon wie Regenmacher vor – doch sind die Wolken jetzt aufgerissen.

Die Einführung der Alternative, der Antithesenlogik in die Erfahrung der Menschen durch die mittelalterliche Architektur und Skulptur ist wohl nicht so glatt gegangen, wie es angesichts der Weltenrichter Burgunds anzunehmen war. Manches Tympanon hat nur entfernt die Form von „Rechts“ und „Links“: In Morlaas sind die Motive der Kindermord und die Flucht nach Ägypten. Im Weltgericht auf dem Fresko der Michaelskapelle von Le Puy kommt die Hölle überhaupt nicht vor. Im Gegenteil stiehlt sich in die Darstellung des Schrecklichen manche Ironie oder gar Umkehrung: Tiere, Pflanzen (die verworrenen Ranken) und Feuerräder sind immer auch uneindeutig. In Lescar, der letzten Kirche gestern abend, versinkt die mittelalterliche Ikonographie gar ins Unverständliche, ins „Schöne“, ohne uns bekannte Botschaft: ein Mosaik seitlich am Altar; ein Schütze mit Holzbein, ein Esel, ein Hund . . .

26.3.1980

St. Domingo de la Calzada,
Hotel „Parador Nacional“, morgens

Seitdem wir einen „wirklichen“ Führer haben, einen für Pilger heute mit Handzeichnungen, wie man Gehöfte durchquert und sich an Bäumen orientiert, seit St. Jean-Pied-de-Port, und uns auf dem „wirklichen“ Weg bewegen, der überall genau bestimmt ist: „Camino de Santiago“ (von dem die Autostraße gelegentlich abweicht!), hat sich der Sog des Zieles verstärkt. Mit genauen Angaben am Straßenrand wird jeder Kilometer als zurückgelegter, jede Station als Station zu einem Ende deutlich. Da haben wir gestern abend hier, zwischen Logroño und Burgos die Reise unterbrochen. Wir wollen einen Tag nachdenken, über's Land laufen, erzählen, den schon fliegenden Pfeil also noch einmal auf die Sehne zurücknehmen, um dem ausgestellten, markierten „Camino“ zu entgegen. Alle zwei, drei Kilometer eine Kathedrale, Kirche, Einsiedelei, Brücke, Herberge (und prächtig oder knapp aus dem 12. Jahrhundert und mit einer schmucken Legende versehen), das ist zuviel für die Kompetenz von Autofahrern. Nach dem sechsten oder siebten Werk des Weges haben wir es aufgegeben (uns hinzuhalten in den Gegenwind), sind durchgefahren bis zum nächsten „Parador Nacional“, der natürlich eine umgebaute alte Pilgerherberge ist.

abends

Vielleicht sollte man doch nicht so streng sein mit dem, was man erfährt, und mit seiner Erfahrung. Wenn man, wie wir, abseits des Hauptweges auf Nebenwegen gewandert ist – etwa 25 km durch kalten Wind und warme Sonne sind schon geworden nach San Millan de Suso – sieht man plötzlich eine andere Spannung, und zwar die zwischen der breiten Pilgerstraße und den Traversen, zwischen der Kirche von St. Domingo (mit dem Hühnermirakel) und der auf westgotischen Fundamenten stehenden, von mozarabischen Künstlern aufgeführten Einsie-

delei des Heiligen Millan. Beide Heilige (Domingo und Millan) waren Hütebuben und nach der Lehre bei Einsiedlern geachtete Männer, die Rat wußten und Verehrung fanden. In der Kirche des einen, der Straßenbauer war und den die Straßenbauergesellschaften Spaniens noch immer zum Schutzpatron haben, gackern bis auf den heutigen Tag ein Hahn und ein Huhn in reinstem Weiß (wir haben es gesehen); der Sarkophag des anderen, aus einem einzigen Alabasterstein geschlagen, zeigt ihn in einer Corona von Betenden mit einem Katharerkreuz auf der Brust, oder genauer: mit dem Kreuz der westgotischen Christen, das noch entschieden im Kreis gehalten ist. Vielleicht muß man die ziel- und sinnhafte „Strecke“ zusammensehen mit dem sinn- und nutzlosen Kreiskreuz, das am Rande des allgemeinen Lebens für Einsiedler gilt und „Parfaits“ . . .

Im Vorraum von San Millan de Suso stehen – fast unauffällig – die Steinsärge der Kinder von Lara, deren schreckliche, versöhnungslose Geschichte als Exempel der wäherenden heidnischen Zeit – trotz des Christentums – gelten kann. (Domke erzählt sie genau.)

später

Ein Traum am Morgen faßt mein kommendes Thema der mehrfach gespiegelten Einbildungskraft lapidar zusammen: Ich sitze mit Christoph, aber von ihm abgewandt, im feudalen Garten eines Schlosses in Franken. Er liest mir aus einem Führer vor, daß der erste Besitzer dieses Gartens an einer schleichenden Ich-Auflösung gelitten habe. Schließlich sei es ihm nicht mehr möglich gewesen zu unterscheiden, ob er Mensch, Tier, Pflanze oder Stein sei. Darauf sage ich, schräg in den Garten, der im schönsten Sonnenlicht eines Spätnachmittags daliegt, wobei ich an Jean Paul denke: „Das ist ja noch besser als er-funden!“

27.3.1980 St. Domingo della Calzada, morgens
 In einem großen Raum mit doppelten Doppelbetten; Schreibtisch, Truhe, Stühle wie auch die Bettlehnen aus dunklem spanischen Holz (wie man es kennt); ein Spiegel, eine Stehlampe, deren innerer Halt aus einer alten Lanze besteht; eine Sitzecke in Braun und Rot, ein ebenso dunkel beklebter Eisschrank; die Dielen mit hellen groben Teppichen; und das Weiß der Wände wie der Betten – vor dem Fenster, dessen Vorhänge in Blau-Gelb längsgestreift sind und sich vom Regenwind leicht bewegen, gedämpfter Lärm –; die anderen Räume ebenso groß, durch breite Flure verbunden mit der noch mittelalterlichen Halle, die immer – auch tagsüber – in dezentem indirektes Licht getaucht ist; und gleich gegenüber dem Eingang die Kathedrale (mit den Hühnern), ein schöner Platz, der allerdings von den Autos der übernachtenden *Paradores-Fahrer* (überwiegend Deutschen) zugestellt ist; neben der Stein-Halle der Eßraum, in dem gewaltige, braune Bohlen die Decke tragen – hier servieren Frauen und Mädchen in der Tracht der Region, an denen eine unfreundliche Verbitterung, vielleicht krampfhafter Stolz auffällt (aber die Küche ist gut, auch der Rioja-Wein) – – dies also in groben Worten die Blicke für zwei Nächte und den Tag per pedes apostolorum.

Die Fahrt von den Pyrenäen hierhin, die überfordernde, ging über einige historische Schnittpunkte: die Stelle, wo Roland starb und Kaiser Karl der Große kämpfte: Roncesvalles lag noch unter der Last des Winters; Schnee war zwar nicht mehr am Paß, aber in der Region (weshalb wir dort nicht gewandert sind); Pamplona, Pampelune ist an jeder freien Mauerstelle außen bemalt und beschriftet (wie ein Hörsaaltrakt der F.U. Berlin innen) – sogar mit dem Pflug hatte einer in einem von der Hauptstraße gut einsehbaren Acker das Zeichen geritzt, in dem der politische Wille bzw. Gegenwille hier übereinkommt: ETA; ins Auge springt geradezu – nach Südfrankreich – die Armut im Dreck und Abfall, in der die Monumente der

großen Vergangenheit gelegentlich wie Fremdkörper wirken; Puente la Reina mit der alten Brücke, die man nicht mehr befahren kann, schwankt zwischen Museumsort und Traumzeichen; schließlich – vor dem Durchfahren – hatten wir erste Berührung mit der überwältigend mozarabischen Baukunst: mit Eunate, dem Oktogon und der oktogonalen, aufs Runde gebrachte Säulenumfassung, deren Zweck man nicht kennt; und noch – wir wollen es nicht vergessen, sondern in einem Exkurs einbeziehen: die weißen Hunde von Cirauqui oder „Nie war Navarra so schön!“

Heute solls über Burgos hinausgehen, wieder vorbei an Einsiedeleien und Kirchen von Straßenbauerheiligen. Der Verdacht ist gewachsen, daß der „Camino“ als Vorbild des gestreckten Weges nicht in „Finis Terrae“ zu Ende ist, sondern als Weg der Kolonialisierung der äußeren und der inneren Welt ein im Willen des Anfangs schon beschlossenes, perverses Schicksal hat: Fernando Cortez und Camillo Pizarro waren Kastilier, Nachkommen der hiesigen Straßen- und Brückenbauer, und die eifertigen Orden mit ihrer Disziplinierung der Wünsche sind in der bürgerlichen Pädagogik des Kindes als eines Individuums, das der Selbstkontrolle bedarf, erst recht wirksam geworden . . . Fahren wir gegen den Verdacht!

27.3.1980 León, Hotel Residencia Quindos, abends
Gefahren sind wir durch zwei sehr verschiedene Landschaften: die erste, Alt-Kastilien war karg und steinig, bot aber viele pittoreske, fremdartige Ansichten; die zweite, Asturien, war – schon vom Meer beeinflusst – fruchtbar und verregnet, liegt auf León zu, das selbst sich unterhalb hoher Berge ausbreitet; zu Beginn schon, vor Burgos, und danach lasen wir im Rolandslied, und zwar die Passagen über seinen Tod für Kaiser Karl und Galizien: das Gelesene paßte auf die Steine und die ver-

stene Kargheit des Landes. Immerhin hat Kastilien den Raum von der Männlichkeit in große Form gebracht (vgl. El Cid). Doch war die Art Zustimmung zum Leben bis in den Tod offensichtlich von Anfang an geschwätzig. Jedenfalls aus den Liedern, den Cansons de Geste, quillt das Lob der Helden derart wortreich, daß man das Ende der Abenteuerromane in den Sprechblasen-Comics nicht mehr nur als einen Verfall ansehen kann.

28.3.1980

León, morgens

Burgos als Bischofsstadt, als Hort der religiösen Macht im Lande, war schlimm. Nirgends, weder in der vielgerühmten Kathedrale, noch auf den Gesichtern der Menschen, von denen jeder dritte die Soutane trug, sahen wir irgendeinen Anlaß zur Freude (Dabei hatten wir kurz vorher noch über den eigenartigen Kampfruf der Franken nachgedacht: Monjoie – meine Freude!). Fast entmutigt und mit viel Grau im Auge haben wir Burgos schnell verlassen, trafen dann aber auf der Sternenstraße zum Heiligen Jakob wieder Perlen und Schmuckstücke: das Kloster der Zisterzienserinnen Las Huelgas; die Kette der alten Bauten bei Castrojeriz: fast ein Kulissenzauber für ein mittelalterliches Mysterienspiel; die Herberge und die Brücke „Itero del Castillo“; die wohl „reinste“ romanische Kirche Spaniens: San Martin de Fromista; die Totensarkophage von Villalcazar de Sirga, zu denen uns ein Pfarrer Einlaß verschaffte, der aus dem Buñuel-Film hätte stammen können; und schließlich León: eine Frau, die wir aus dem Auto heraus nach dem Hotel fragten, sagte uns: „Herzlich willkommen!“

Es scheint so, daß die Hypothese des Sinns die Vorstellung des Lebens als einer Straße inzwischen bis zur Unerträglichkeit belastet. Die Straßen sind gebaut worden, um gesetzte Ziele leichter und gefahrloser erreichen zu können. Die Toten aber, die auf ihnen bleiben, stehen

längst in keinem Verhältnis mehr zu denen, die es ohne sie gab. Von daher schiebt sich unaufhaltsam die Frage in das auf- und ableuchtende Bewußtsein Europas, ob nicht die Straße *s i n n l o s* sei, ob nicht selbst unter der Bedingung, daß es Ziele gibt (und diese Bedingung ist unhaltbar), die Mittel alles vernichtet haben. Die Zeit ist reif für eine unerbittliche Revision des Fortschritts, insgesamt und im einzelnen.

29.3.1980

Puertomarin oder Portemarin
Parador Nacional, morgens

In einem fast leeren, für den Zweck der Sommerwasserferien gebauten Ort machen wir zum letzten Mal Rast vor Santiago de Compostela, das 80 km weiter in der Richtung des Atlantik-Regens liegt. Die Bedeutung des Namens, die so einleuchtend scheint: Sankt Jakob vom Sternenfeld, ist neuerdings wieder umstritten. Jetzt vermutet man eher den Bezug auf eine uralte Totenstadt. Was für ein Ziel war dieses Santiago? Finden wir heraus, wie eine Stadt zum „Sinn“ einer schier endlosen Straße werden konnte? Die anderen Städte Spaniens stehen in einer deutlichen Diskrepanz zum „Camino“ (nicht zuletzt durch die wuchernden Vororte). Vielleicht sind sie vom Weg aus so in die Zukunft versetzt wie die Einsiedelei in die Vergangenheit. Denn dieser Weg – den man strenger von der Straße unterscheiden müßte – verläuft draußen, in der Landschaft, ordnet die Felder, schneidet sich in die Berge, versammelt die Wälder in den Tälern und weist den Dörfern ihren Ort zu. Immer wieder fiel mir, als wir dem Weg seitab der Straße folgten, Brentanos Satz aus dem *Godwi* ein: „Religion ist ungerichtete Sinnlichkeit“ – Gerichtet sind die Straßen, während der Weg mit dem Zufall verwandt ist und mit dem Spiel sinnloser Ketten „O Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit“.

León war gegenüber Burgos in dem Maße heller und freundlicher wie seine Kathedrale. Gesehen haben wir jedoch nur die berühmten Wand- und Deckenmalereien in St. Isidoro und den Silberschrein seiner Reliquien, auf dem die Erfahrung der ersten Menschen mit Gott dargestellt war: da umzingelt die Schlange Eva und auch Adam, wobei die einschlingende Bewegung im Zeigefinger des Mannes endet, der die Frau meint: Die war's! Auffallend ist, daß das Weltgericht als Thema kaum noch eine Rolle spielt. Der Christus in der Mandorla erscheint nun als „anfänglicher“, als Pantokrator. Die aufs Frühe gerichtete, westgotische Ikonographie wirkt sich aus. Statt des Schreckens, der immer niederschmettert, gibt es nun Erbauung (im Wortsinn), Korrespondenz von innerer und äußerer Erhabenheit mittels der Schöpfungsgeschichte.

Mittags, wie gewohnt, fuhren wir weiter, über Astorga nach Ponferrada, ins Bierzo — aber nicht über die laute Hauptstraße, sondern dem fast leeren Pilgerweg nach, der in tiefste Verlassenheit zerstörter Dörfer und über einen Paß führt, auf dem ein hohes Eisenkreuz all die Millionen Steine um sich versammelt hat, die den Pilgern an dieser Stelle seit Jahrhunderten „vom Herzen gefallen“ sind. Es war wolkig und windig den ganzen Tag. Nach Ponferrada, wo die ersten ansehnlichen und gerne sichtbaren Spanierinnen auftauchten, ging es über Villafranca (ähnlich wie in Conques auch hier mitten in der Straße fließendes Wasser!) einen weiteren Paß, den dritten seit Frankreich, hinauf. Oben in Cebrero kam Galizien in Sicht. Elliptische Häuser aus dunklem Stein mit Ginsterdächern (wohl keltischer Herkunft) waren die ersten Zeichen. Dann senkte sich die Straße langsam für eine fallende Fahrt, vorbei am Kloster Samos, das vor Jahren ein Opfer der Flammen wurde, und über Sarria nach Portomarin.

Beim Abendgang meldeten sich die ersten Grillen des Jahres, aber nachts hat es wieder geregnet — wie es sein soll, wenn man nach Santiago kommt.

30.3.1980 Palmsonntag Carnota, Pension Miramar,
morgens

Es beginnt die Heilige Woche. Es stürmt und regnet ohne Unterlaß. Kurz vor Cabo Finisterre, dem „Ende der Welt“ des Mittelalters, haben wir uns in einer winterfeuchten Pension eingenistet, die uns einen Tag lang Zeit zum Nachdenken, Kraftsammeln, Vordenken bieten soll.

Santiago hatte beide Seiten des Ereignisses, das Weg, Camino, Straße heißt, in exzessivem Grade an sich: das aus dem Leid, der Sehnsucht, dem Traum Geborene einerseits und das im Sinne der Wirkung, des Theaters der Seelenfrömmigkeit mit der Macht Paktierende andererseits; den Jakob des Eingangs am großen Portikus und den in der Mitte der Kathedrale oberhalb des Grabes, den versilberten, beleuchteten, anfaßbaren; die aus dem Glauben von hunderttausenden Pilgern aufgewölbte Kirche mit den dazugehörigen Plätzen, Herbergen, Gasthäusern, Gassen und die der Kirche übergestülpten Fassaden eines scheußlichen Barock, die – wohl vom langen Regenwinter – grünlich verschimmelt aussahen.

Und was ich immer vermutet habe, daß das Verlassen des Kreiskreuzes in die pure Gewalt führt, hier waren die Beweise dafür. Der Mann, der Santiago groß gemacht hat, so groß, daß es vorübergehend Rom den Rang streitig machen konnte, Gelmirez, mußte sich innerhalb der Stadt gegen seine eigenen Bürger eine Wehrburg bauen. Und im Marmorabgang zum Jakobsgrab war es eingelassen in die Wände, gleich mehrfach: das Kreuz, das ein blutrotes Schwert ist. Auch der Maurentöter, der „Matamoros“, St. Jakob hoch zu Roß (ein koptisches Motiv?), unter dessen Hufen die Köpfe der Heiden verbluten; war zugegen, wenn auch nicht derart offensichtlich wie die beiden anderen. Andererseits muß man der Gerechtigkeit willen auch die Geschichte von den nackten Pilgern auf dem Dach der Kathedrale erzählen, die früher während des Verbrennens ihrer Pilgerkleidung und bevor sie ein neues Habit klösterlicherseits bekamen, einige Zeit unbe-

Fehler

R

Wiederholung
von
Aufnahmen

haltene Kargheit des Landes. Immerhin hat Kastilien den Traum von der Männlichkeit in große Form gebracht (vgl. El Cid). Doch war die Art Zustimmung zum Leben bis in den Tod offensichtlich von Anfang an geschwätzig. Jedenfalls aus den Liedern, den Cansons de Geste, quillt das Lob der Helden derart wortreich, daß man das Ende der Abenteuerromane in den Sprechblasen-Comics nicht mehr nur als einen Verfall ansehen kann.

28.3.1980

León, morgens

Burgos als Bischofsstadt, als Hort der religiösen Macht im Lande, war schlimm. Nirgends, weder in der vielgerühmten Kathedrale, noch auf den Gesichtern der Menschen, von denen jeder dritte die Soutane trug, sahen wir irgendeinen Anlaß zur Freude (Dabei hatten wir kurz vorher noch über den eigenartigen Kampftruf der Franken nachgedacht: Monjoie – meine Freude!). Fast entmutigt und mit viel Grau im Auge haben wir Burgos schnell verlassen, trafen dann aber auf der Sternenstraße zum Heiligen Jakob wieder Perlen und Schmuckstücke: das Kloster der Zisterzienserinnen Las Huelgas; die Kette der alten Bauten bei Castrojeriz: fast ein Kulissenzauber für ein mittelalterliches Mysterienspiel; die Herberge und die Brücke „Itero del Castillo“; die wohl „reinste“ romanische Kirche Spaniens: San Martin de Fromista; die Totensarkophage von Villalcazar de Sirga, zu denen uns ein Pfarrer Einlaß verschaffte, der aus dem Buñuel-Film hätte stammen können; und schließlich León: eine Frau, die wir aus dem Auto heraus nach dem Hotel fragten, sagte uns: „Herzlich willkommen!“

Es scheint so, daß die Hypothese des Sinns die Vorstellung des Lebens als einer Straße inzwischen bis zur Unerträglichkeit belastet. Die Straßen sind gebaut worden, um gesetzte Ziele leichter und gefahrloser erreichen zu können. Die Toten aber, die auf ihnen bleiben, stehen

längst in keinem Verhältnis mehr zu denen, die es ohne sie gab. Von daher schiebt sich unaufhaltsam die Frage in das auf- und ableuchtende Bewußtsein Europas, ob nicht die Straße *s i n l o s* sei, ob nicht selbst unter der Bedingung, daß es Ziele gibt (und diese Bedingung ist unhaltbar), die Mittel alles vernichtet haben. Die Zeit ist reif für eine unerbittliche Revision des Fortschritts, insgesamt und im einzelnen.

29.3.1980

Puertomarin oder Portemarin
Parador Nacional, morgens

In einem fast leeren, für den Zweck der Sommerwasserferien gebauten Ort machen wir zum letzten Mal Rast vor Santiago de Compostela, das 80 km weiter in der Richtung des Atlantik-Regens liegt. Die Bedeutung des Namens, die so einleuchtend scheint: Sankt Jakob vom Sternfeld, ist neuerdings wieder umstritten. Jetzt vermutet man eher den Bezug auf eine uralte Totenstadt. Was für ein Ziel war dieses Santiago? Finden wir heraus, wie eine Stadt zum „Sinn“ einer schier endlosen Straße werden konnte? Die anderen Städte Spaniens stehen in einer deutlichen Diskrepanz zum „Camino“ (nicht zuletzt durch die wuchernden Vororte). Vielleicht sind sie vom Weg aus so in die Zukunft versetzt wie die Einsiedelei in die Vergangenheit. Denn dieser Weg – den man strenger von der Straße unterscheiden müßte – verläuft draußen, in der Landschaft, ordnet die Felder, schneidet sich in die Berge, versammelt die Wälder in den Tälern und weist den Dörfern ihren Ort zu. Immer wieder fiel mir, als wir dem Weg seitab der Straße folgten, Brentanos Satz aus dem *Godwi* ein: „Religion ist ungerichtete Sinnlichkeit“ – Gerichtet sind die Straßen, während der Weg mit dem Zufall verwandt ist und mit dem Spiel sinnloser Ketten „O Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit“.

León war gegenüber Burgos in dem Maße heller und freundlicher wie seine Kathedrale. Gesehen haben wir jedoch nur die berühmten Wand- und Deckenmalereien in St. Isidoro und den Silberschrein seiner Reliquien, auf dem die Erfahrung der ersten Menschen mit Gott dargestellt war: da umzingelt die Schlange Eva und auch Adam, wobei die einschlingende Bewegung im Zeigefinger des Mannes endet, der die Frau meint: Die war's! Auffallend ist, daß das Weltgericht als Thema kaum noch eine Rolle spielt. Der Christus in der Mandorla erscheint nun als „anfänglicher“, als Pantokrator. Die aufs Frühe gerichtete, westgotische Ikonographie wirkt sich aus. Statt des Schreckens, der immer niederschmettert, gibt es nun Erbauung (im Wortsinn), Korrespondenz von innerer und äußerer Erhabenheit mittels der Schöpfungsgeschichte.

Mittags, wie gewohnt, fuhren wir weiter, über Astorga nach Ponferrada, ins Bierzo — aber nicht über die laute Hauptstraße, sondern dem fast leeren Pilgerweg nach, der in tiefste Verlassenheit zerstörter Dörfer und über einen Paß führt, auf dem ein hohes Eisenkreuz all die Millionen Steine um sich versammelt hat, die den Pilgern an dieser Stelle seit Jahrhunderten „vom Herzen gefallen“ sind. Es war wolkig und windig den ganzen Tag. Nach Ponferrada, wo die ersten ansehnlichen und gerne sichtbaren Spanierinnen auftauchten, ging es über Villafranca (ähnlich wie in Conques auch hier mitten in der Straße fließendes Wasser!) einen weiteren Paß, den dritten seit Frankreich, hinauf. Oben in Cebrero kam Galizien in Sicht. Elliptische Häuser aus dunklem Stein mit Ginsterdächern (wohl keltischer Herkunft) waren die ersten Zeichen. Dann senkte sich die Straße langsam für eine fallende Fahrt, vorbei am Kloster Samos, das vor Jahren ein Opfer der Flammen wurde, und über Sarria nach Portomarin. Beim Abendgang meldeten sich die ersten Grillen des Jahres, aber nachts hat es wieder geregnet — wie es sein soll, wenn man nach Santiago kommt.

30.3.1980 Palmsonntag Carnota, Pension Miramar,
morgens

Es beginnt die Heilige Woche. Es stürmt und regnet ohne Unterlaß. Kurz vor Cabo Finisterre, dem „Ende der Welt“ des Mittelalters, haben wir uns in einer winterfeuchten Pension eingenistet, die uns einen Tag lang Zeit zum Nachdenken, Kraftsammeln, Vordenken bieten soll.

Santiago hatte beide Seiten des Ereignisses, das Weg, Camino, Straße heißt, in exzessivem Grade an sich: das aus dem Leid, der Sehnsucht, dem Traum Geborene einerseits und das im Sinne der Wirkung, des Theaters der Seelenfrömmigkeit mit der Macht Paktierende andererseits; den Jakob des Eingangs am großen Portikus und den in der Mitte der Kathedrale oberhalb des Grabes, den versilberten, beleuchteten, anfaßbaren; die aus dem Glauben von hunderttausenden Pilgern aufgewölbte Kirche mit den dazugehörigen Plätzen, Herbergen, Gasthäusern, Gassen und die der Kirche übergestülpten Fassaden eines scheußlichen Barock, die – wohl vom langen Regenwinter – grünlich verschimmelt aussahen.

Und was ich immer vermutet habe, daß das Verlassen des Kreiskreuzes in die pure Gewalt führt, hier waren die Beweise dafür. Der Mann, der Santiago groß gemacht hat, so groß, daß es vorübergehend Rom den Rang streitig machen konnte, Gelmirez, mußte sich innerhalb der Stadt gegen seine eigenen Bürger eine Wehrburg bauen. Und im Marmorabgang zum Jakobsgrab war es eingelassen in die Wände, gleich mehrfach: das Kreuz, das ein blutrotes Schwert ist. Auch der Maurentöter, der „Matamoros“, St. Jakob hoch zu Roß (ein koptisches Motiv?), unter dessen Hufen die Köpfe der Heiden verbluten; war zugegen, wenn auch nicht derart offensichtlich wie die beiden anderen. Andererseits muß man der Gerechtigkeit willen auch die Geschichte von den nackten Pilgern auf dem Dach der Kathedrale erzählen, die früher während des Verbrennens ihrer Pilgerkleidung und bevor sie ein neues Habit klösterlicherseits bekamen, einige Zeit unbe-





kleidet in der Sonne sein durften, wie nach der Geburt. Und der steinerne Jakob s i t z t mit unsagbar gütigem Gesicht, den Pilgerstab in der Hand und schaut weiterhin in die Ferne . . .

Wir sind dem Blick nachgefahren, bald, nach einem verworrenen Gang durch die steinerne Stadt und zwei Anrufen nach Berlin, weiter in die Einsamkeit des Meeres. Der Weg, der „Camino“ war nämlich erst dort, am Steinstrand von Cabo Finisterre zu Ende. Dort konnte er – jedenfalls im Mittelalter – nicht weitergebaut werden. Dort war er Gott befohlen.

Santiago ist also ein Ziel, wenn auch ein zwiespältiges, in dem das Geschlossene und das Offene, der Kreis und der Weg, der Garten und das Kreuz noch unentwirrbar ineinander verschlungen sind.

später

Zwei Träume sind in der Nacht gekommen: der erste, der mich lange nicht einschlafen ließ, ging um den Abschied von der älteren Tochter, die für immer wegging (mehr haftete nicht im Gedächtnis); der zweite, eingprägter, handelte am Ende der Welt vom Ende der Welt: im Zentrum ein Feuerball und eine Rauchexplosion nach Art von Atombomben, mit verschiedenen Bildern menschlicher Ohnmacht wie Weglaufen, Hinwerfen, In-Löcher-Kriechen, Mit-Fahrzeugen-Abhauen, Tanzend-Standhalten, Nach-Denken, um es mit der Geschwindigkeit des Gehirns zu überbieten . . . usf. Der erwartete Effekt, der erdrückende Druck war dann doch nur wie ein stärkerer Wind . . . der nach dem Erwachen an den Rollläden ratterte; aber vorher ein Fingerzeig auf das Ende – war ein kleines Mädchen, halb der eigenen Tochter, halb D. ähnlich, mit einem Roller stumm an mir vorübergefahren. Das spielte mit meiner schwankenden Absicht, über Lugano nach Berlin zurückzukehren, D. und ihre Mutter C., die beiden Frauen vom Anfang meines elternlosen Lebens wiederzusehen . . . und mit i h r e m Telegramm aus Berlin gestern, das mich zurückruft vor der Zeit und damit jenes Wiedersehen unmöglich machen würde.

Damit bin ich aufs Neue in eine Konstellation gefügt, deren Errichtung gewiß wieder auf i h r „großes Unbewußtes“ zurückgeht, denn niemand weiß von meiner Absicht, auch s i e nicht. Wenn ich nicht durch die Schweiz fahre (und ich werde es wahrscheinlich nicht tun), dann heißt das, daß Berlin als bloße Fortsetzung von München und Marburg (als dritte Gestalt der Ehe vielleicht) stattfinden wird. Wenn ich es dennoch tue – so annonciert mir der Traum – gibt es ein Ende mit Schrecken, ein mehrfacher Bruch von Lebensverhältnissen, eine fortgesetzte, lächerliche Rache des ausgeschlossenen Dritten an der Intimität von Zweien. Interessant ist, daß die Nachricht aus Berlin einen völlig banalen Inhalt hat; auch das entspricht der Logik der Ehe, die sich mit der Liebe verträgt wie das Eis mit dem Feuer und dennoch aus ihr stammt

...

Um der Gerechtigkeit willen muß ich ergänzen: s i e hat es mit dieser Logik des Banalen ebenso schwer wie ich, wenngleich s i e andere Lösungen sucht: das Arbeiten in Ton, das Präparieren der Arbeiten, das Ausstellen des Präparierten, das Sich-Austauschen über die Ausstellungen, das Sich-einen-Namen-Machen über den Austausch usw., also bei aller Unsicherheit eine im ganzen positive Beziehung zu einer Karriere, während ich – negativ akzentuierend – aus genau der Rolle fallen möchte, die mir auf den Leib geschrieben wurde: jemand zu sein, mit Namen und Adresse (Meine Mutter erzählte mir, daß ich oft aus dem Kindergarten heimgekommen sei mit Tränen in den Augen und dem Satz auf den Lippen: „Ich muß immer was sein“). Vielleicht ist es nötig, bei derart diametralen Lösungsversuchen, irgendwo innezuhalten, wenn wir uns nah bleiben wollen.

mittags

Es ist keine Frage mehr, daß die Romanik den Weltinnenraum der Menschheit Europas entscheidend bestimmt hat. Dieses Sich-Aufwölben und Aufrichten, dieses In-Sich-selbst-Gefügtsein – fast fensterlos, findet seine Ent-

sprechung in der Anlage der Seelen. Daß alle großen romanischen Kirchen anthropomorph sind, unterstützt noch die These, daß wir nach wie vor in der Stein-Zeit der Seelen leben. Alles Weitere ist nur Zugabe oder Abfall. Das war in Sainte Madelaine in Vézelay und in San Martin von Fromista so, das ist in Santiago so: Romanik ist die Gestalt der abendländischen Seele vor dem Riß. Von daher hat sie ihre Heilkraft und ihre Wahrheit, aber auch ihre Beschränktheit. Weiter ging es lediglich mit der modernen Stadt. In Santiago, in der Allgegenwart der Steine ist klar, daß es eine Transzendenz der Steinzeit immer nur durch den Spalt, Bruch, Riß geben kann und durch die Abstraktion vom Stein, durch „Immaterielles“, durch Information, durch Medien, die ihre eigene Botschaft sind und alle Materie „gefressen“ haben. Die Ausbreitung der Stadt geschieht deshalb schon längst nicht mehr durch die Architektur, sondern durch Radio, Film und Fernsehen und es ist ebenso keine Frage mehr, daß diese Ausbreitung einer elektronischen Revolution, wie die industrielle, eine verzehrende ist.

Vielleicht war die große europäische Musik ein Versuch, die Steinzeit der Seelen ohne Verlust abzulösen, doch was daraus wurde, unterliegt demselben Gesetz wie die raumlose Zeit, nämlich: körperlose Form zu sein, von jeglicher Inkarnation entfernt. Hier verstehe ich i h r e n verzweifelten Versuch, Stoffe, Gewebe, Zeug zu versteinern. Das ist ein Weg zurück aus der reißenden Zeit, aus der hingerichteten Sinnlichkeit . . . eine Basiliskenarbeit angesichts des Flüchtigen.

Aber was haben die Pilger gesucht? Das Wirkliche? Das wirklichste Wirkliche? Das Heilige, um teilzunehmen? Anfaßbare Dinge, Gestalten aus Stein und Holz, versilbert, vergoldet? Ein paar Knochen, die durch Verehrung zum Leuchten gebracht worden waren? Eine bestimmte Materie (Mater, Mutter . . .), von der die zeitgenössischen Philosophen schon hartnäckig behaupteten, daß sie das Nichts sei? Oder war das Ziel schon von Anfang an rela-

tiviert? Gebunden an den Weg und ohne ihn nur ein Spuk? Ging es sofort um jene Kraft, die den Beweis ihrer Existenz selbst produziert? Um Legenden, die erfunden und als erfundene vergessen wurden, aber den Effekt der Rückkopplung der Sehnsucht hatten? Ich glaube, daß letzteres betont werden muß. Ohne Rekurs auf eine grundlegende Produktivität ist Geschichte unverständlich. Das Geheimnis, das hunderttausende, ja Millionen Menschen, Arme und Reiche, Heilige und Narren, Vornehme und Verbrecher in Bewegung setzte, in Schwung brachte, ist nicht einzig das Etwas, das gesucht wird, sondern vielmehr das Suchen: die Einbildungskraft *v o r* den Bildern („l'imagination fondatrice“ – wie in einer französischen Rundfunksendung kurz vor der spanischen Grenze das Stichwort lautete). Für sich genommen ist alles Nichts, Alles nichts: auch die Gebeine des Jakobus. Aber der Silberschrein, die erste, die zweite, die dritte Kathedrale, die Portale des Meister Mateo (auch ein Brückenbauer, „Ponteador“) und die Plätze, Straßen, Gassen Santiagos und der Weg, der „Camino“ . . . das sind die Werke der Einbildungskraft, die ebenso unüberbietbar wie unwiederbringlich sind. Sollten die Alten das nicht gewußt haben?

Im Codex Calixtinus steht, daß durch Santiago der Erzfeind endgültig besiegt, Gott verherrlicht und die christliche Welt erleuchtet worden sei. Damit ist eine Station in der Heilsgeschichte behauptet. Aber wer ist der Erzfeind? Bei der Einführung des „Jüngsten Gerichts“ in die mittelalterliche Ikonographie wird immer auf die Vorgeschichte des Engelssturzes angespielt, wodurch der uralte asiatische Dualismus in eine Art Zwischenspiel zwischen Theologie und Kosmologie gebannt ist: Luzifer, Satan, Licht und „Finsternuß“ *v o r* der Erschaffung der Welt, der Erzfeind als Doppelgestirn der schrankenlosen Vernunft „diesseits“ von Gut und Böse . . . Von daher hat die „innerweltliche“ Feindtheorie des Christentums eine gewisse Bodenlosigkeit, eine schreckliche Tiefe: der Erzfeind, der leiblose Statthalter unbegrenzter Er-

tnis, nimmt für einige Jahrhunderte die Gestalt von
 en und Ungeheuern an, von Böcken und Drachen
 | Schlangen . . . (sogar der gute Pan, der harmlose
 inx-Spieler muß herhalten). Diese Maskerade hat je-
 ch den Charakter des Teufels als des Zweifels schlecht-
 in nie vollends verbergen können und wo die Verbin-
 dung zur Geschichte der Vor-Welt abbrach, blieb nur der
 „arme Teufel“, der betrogene, übrig! Das wäre bei einer
 Beschäftigung mit dem „bestiarium“ des Mittelalters zu
 beachten. Das Tier als Zeichen des fortschreitenden Aus-
 schlusses einer anderen, der „heidnischen“ Religion lenkt
 den Blick von einem wichtigeren Ereignis ab: daß näm-
 lich mit der Festlegung von Rechts und Links, von Gut
 und Böse, von Richtig und Falsch eine epochale Verküm-
 merung von innerer Erfahrung und tiefer Erkenntnis ein-
 setzt, die sich später als außerordentlich fungibel für die
 abstrakte Verwertung des Lebens herausstellte.

Dabei fand das Tier, bevor es als Un-Tier, als Bestie im
 Menschen, als innerer Schweinehund der imaginären Dis-
 kriminierung verfiel, innerhalb des Christentums durchaus
 Verehrung. Das Lamm Gottes und die Aposteltiere mö-
 gen das belegen. Überhaupt faßte die Romanik das Tier
 noch als Realität des menschlichen Geschlechts, die nicht
 nur toleriert, sondern – wo immer es unter dem Verdikt
 der mönchischen Ordnungen möglich war – in die Iko-
 nographie des Heiligen einbezogen wurde, auch in die Alle-
 gorie der Geilheit (hier oft mit dem Augenzwinkern eines
 Insider-Codes der Bildhauer), in die abertausend Gestal-
 ten der Konsolen und Rundbögen und Kapitelle . . .

Mag sein, daß die Spannung dann zu groß wurde, um sie
 ohne Reiß auszuhalten. In Gotik und Barock wurde die
 sexuelle Realität von einem süßlichen Krampf überlagert,
 der heute im bitteren Krampf der Pornographie verendet
 und aufgelöst wird. Man sollte jedoch nicht außerachtlas-
 sen, daß mit der krampfhaften Auflösung von Krämpfen
 noch nichts gewonnen ist. Hinter allem wird gerade erst
 ein Kapitel jener schrecklichen Geschichte des Schwertes

sichtbar, daß die alternierende Vernunft gerade durch die Annullierung der „Substanz“ der Bilder in den blutigen Körper der Menschheit eingeschrieben hat.

abends

Nach einem langen Spaziergang ans Meer und – barfuß – am Strand entlang, an einem wolkengedrückten Sonntagnachmittag schreibe ich kurz vor dem Abendessen noch ein paar Sätze zu Galizien: es ist ein wildes, verregnetes Land, voll tiefer Trauer („saudade“ nennen es die Einheimischen), der Bretagne zumindest in den moosüberwucherten Kirchen und Kreuzen ähnlich. Es gibt viele Störche hier – und dementsprechend Moore voller Frösche und Quappen. Die Frauen tragen die Lasten auf dem Kopf. Es blühen große Ginster- und Erikabüsche. Mächtige Palmen überwintern offensichtlich gut. Da sind wie in Italien und Frankreich kreisrunde Steinhäuser in den Wiesen: man nennt sie „palozzo“. Und entlang den Nebenwegen stehen steinerne, graue Trockenhäuser, Speicher, „hórreos“ . . .

Nach Holland habe ich geschrieben, den Freunden im Haarlemer Rosenstock-Huis, und nach Lugano, daß wir den Umweg über die Schweiz nicht machen können. Sie wird nun mit der Jüngsten via Jugoslawien fliegen, über den todkranken Tito in Lubljana hinweg . . .

31.3.1980

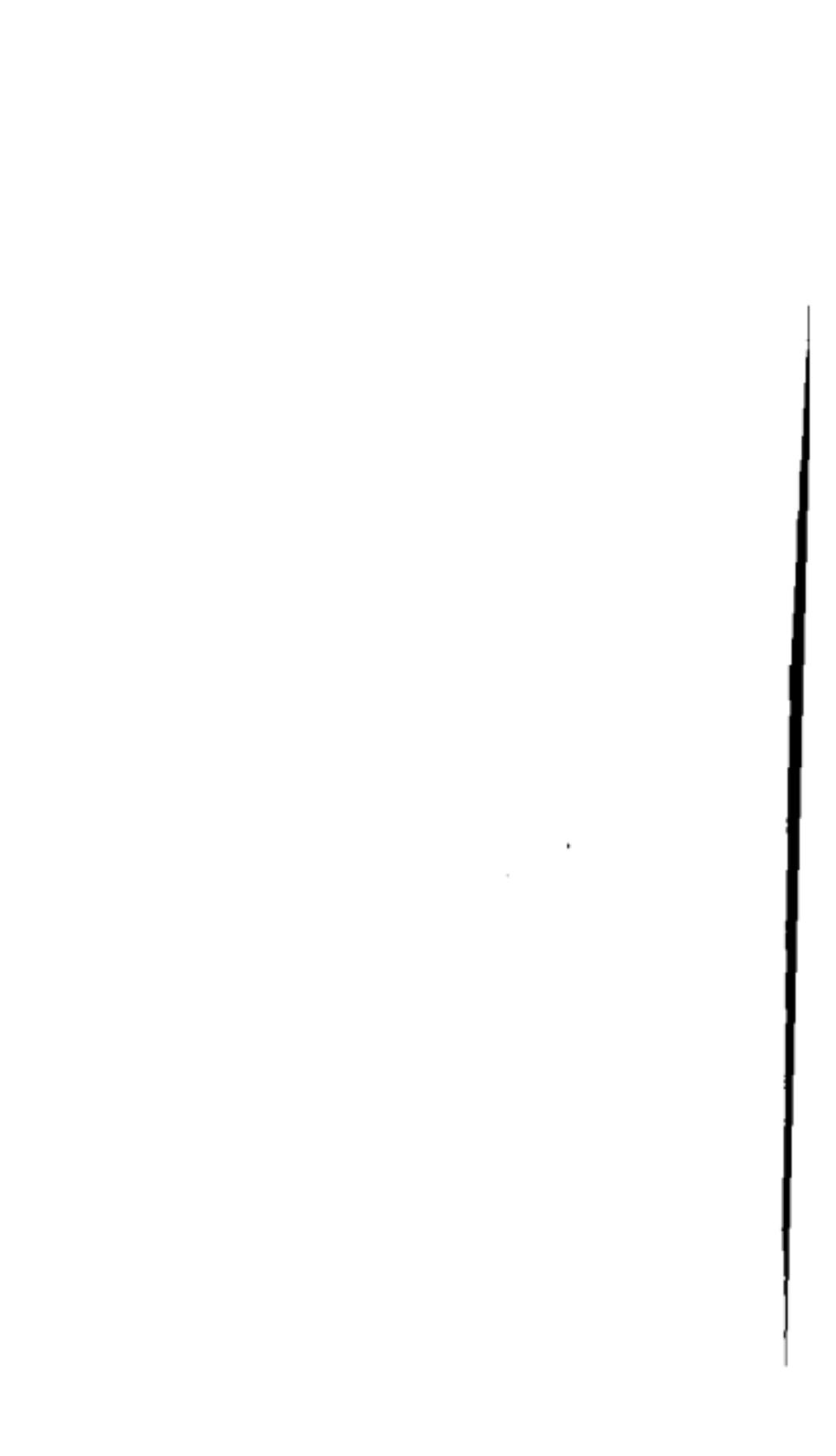
Carnota, morgens

Der letzte Tag des Monats März – hier im Äußersten spürt man, warum er nach dem Kriegsgott Mars heißt – ist der erste Tag unserer Rückfahrt. Die Nebel – seit tiefer Nacht war das Nebelhorn von Cabo Finisterre zu hören – beginnen sich zu lichten. Vom felsigen Land her verspricht es ein schöner Tag zu werden. Gleich nachher wollen wir unsere Küstenfahrt beginnen, zunächst bis Oviedo fahren, um den Westgoten und ihrem vormittelalterlichen Wirken ein wenig näherzukommen, und übermorgen Altamira erreichen . . .

Fehler

R

Wiederholung
von
Aufnahmen



kennntnis, nimmt für einige Jahrhunderte die Gestalt von Tieren und Ungeheuern an, von Böcken und Drachen und Schlangen . . . (sogar der gute Pan, der harmlose Syrinx-Spieler muß herhalten). Diese Maskerade hat jedoch den Charakter des Teufels als des Zweifels schlechthin nie vollends verbergen können und wo die Verbindung zur Geschichte der Vor-Welt abbrach, blieb nur der „arme Teufel“, der betrogene, übrig! Das wäre bei einer Beschäftigung mit dem „bestiarium“ des Mittelalters zu beachten. Das Tier als Zeichen des fortschreitenden Ausschlusses einer anderen, der „heidnischen“ Religion lenkt den Blick von einem wichtigeren Ereignis ab: daß nämlich mit der Festlegung von Rechts und Links, von Gut und Böse, von Richtig und Falsch eine epochale Verkümmern von innerer Erfahrung und tiefer Erkenntnis einsetzt, die sich später als außerordentlich fungibel für die abstrakte Verwertung des Lebens herausstellte.

Dabei fand das Tier, bevor es als Un-Tier, als Bestie im Menschen, als innerer Schweinehund der imaginären Diskriminierung verfiel, innerhalb des Christentums durchaus Verehrung. Das Lamm Gottes und die Aposteltiere mögen das belegen. Überhaupt faßte die Romanik das Tier noch als Realität des menschlichen Geschlechts, die nicht nur toleriert, sondern – wo immer es unter dem Verdikt der mönchischen Ordnungen möglich war – in die Ikonographie des Heiligen einbezogen wurde, auch in die Allegorie der Geilheit (hier oft mit dem Augenzwinkern eines Insider-Codes der Bildhauer), in die abertausend Gestalten der Konsolen und Rundbögen und Kapitelle . . .

Mag sein, daß die Spannung dann zu groß wurde, um sie ohne Reiß auszuhalten. In Gotik und Barock wurde die sexuelle Realität von einem süßlichen Krampf überlagert, der heute im bitteren Krampf der Pornographie verendet und aufgelöst wird. Man sollte jedoch nicht außerachtlassen, daß mit der krampfhaften Auflösung von Krämpfen noch nichts gewonnen ist. Hinter allem wird gerade erst ein Kapitel jener schrecklichen Geschichte des Schwertes

sichtbar, daß die alternierende Vernunft gerade durch die Annullierung der „Substanz“ der Bilder in den blutigen Körper der Menschheit eingeschrieben hat.

abends

Nach einem langen Spaziergang ans Meer und – barfuß – am Strand entlang, an einem wolkengedrückten Sonntagnachmittag schreibe ich kurz vor dem Abendessen noch ein paar Sätze zu Galizien: es ist ein wildes, verregnetes Land, voll tiefer Trauer („saudade“ nennen es die Einheimischen), der Bretagne zumindest in den moosüberwucherten Kirchen und Kreuzen ähnlich. Es gibt viele Störche hier – und dementsprechend Moore voller Frösche und Quappen. Die Frauen tragen die Lasten auf dem Kopf. Es blühen große Ginster- und Erikabüsche. Mächtige Palmen überwintern offensichtlich gut. Da sind wie in Italien und Frankreich kreisrunde Steinhäuser in den Wiesen: man nennt sie „palozzo“. Und entlang den Nebenwegen stehen steinerne, graue Trockenhäuser, Speicher, „hórreos“ . . .

Nach Holland habe ich geschrieben, den Freunden im Haarlemer Rosenstock-Huis, und nach Lugano, daß wir den Umweg über die Schweiz nicht machen können. Sie wird nun mit der Jüngsten via Jugoslawien fliegen, über den todkranken Tito in Lubljana hinweg . . .

31.3.1980

Carnota, morgens

Der letzte Tag des Monats März – hier im Äußersten spürt man, warum er nach dem Kriegsgott Mars heißt – ist der erste Tag unserer Rückfahrt. Die Nebel – seit tiefer Nacht war das Nebelhorn von Cabo Finisterre zu hören – beginnen sich zu lichten. Vom felsigen Land her verspricht es ein schöner Tag zu werden. Gleich nachher wollen wir unsere Küstenfahrt beginnen, zunächst bis Oviedo fahren, um den Westgoten und ihrem vormittelalterlichen Wirken ein wenig näherzukommen, und übermorgen Altamira erreichen . . .

Am „Ende der Welt“ gestern war es so neblig, daß man keine Hand vor den Augen sah und die Feuchtigkeit tröpfchenweise im Bart kondensierte. Aber man hörte jede Minute den Doppelton eines riesigen Nebelhorns so laut, daß einem das Zwerchfell zitterte und das Mark in den Knochen bebte. Zwei Kieselsteine und zwei Kuhblümchen haben wir mitgenommen, und später: St. Jakobs-Muscheln . . .

1.4.1980

Cangas de Onis, Hostal Eladia,
morgens

Nie ist bei den Berichten der Pilger von der Rückreise die Rede. So als gäbe es deren Mühen nicht. Das wäre dann ganz im Sinne der Strecke mit festgelegtem Ziel. Immerhin folgte das Altertum der Vorstellung, daß – entsprechend dem Wagenrennen – nur im Äußersten die Umkehr möglich ist. Das scheint mir treffender für die innere Geschichte der Menschheit als das bloße Ankommen am Ziel der Wünsche.

Im schönsten Sonnenglast des Frühlings führte uns die erste Etappe – gestern – vom „Ende der Welt“ ins Zentrum der spanischen Geschichte: Covadonga, Höhle der Gottesmutter, Ausgangspunkt der Reconquista (die durch den „Camino“ südlich des Kantabrischen Gebirges erst Jahrhunderte später ihre europäische Unterstützung fand). Hier war es ein kleines Häuflein müder Westgoten, dem, unterstützt durch die Landschaft – und nicht ohne Hilfe der Gottesmutter, wie es in der Legende heißt, der entscheidende erste Schlag gegen die Araber gelang. Überhaupt sind die Westgoten – was ihre Wirksamkeit in Kastilien, Asturien und Galizien angeht – wohl die identifizierbaren Väter Spaniens.

Nach einer langen, abwechslungsreichen Fahrt (fast immer im Blickkontakt mit dem Meer) haben wir bei Oviedo zwei aus dem achten Jahrhundert stammende Bau-

werke wie zum Trost für unsere kurvenmüden Augen gesehen: San Miguel de Liño und Santa Maria de la Naranca – Gebäude (eine Kirche und ein königliches Sommerhaus, das später zur Kirche umgebaut wurde) von erstaunlicher Zartheit und vollendetem Spiel mit der menschlichen Symmetrie, die – ähnlich den modernen spanischen Vororten – keine Verbindung mit der Erde zu haben scheinen. Und wieder sind es – wie in Le Puy – Michael und Maria, die Gestalten vom Vor-Anfang und vom Nach-Ende der christlichen Heilsgeschichte, die an heiligem Ort gemeinsam verehrt werden. Gestern freilich war der Hang des Naranco-Berges ein Rummelplatz.

Der Tag ist jetzt schon schön; wir wollen auf die hohen Berge, in die Covadonga und nach Altamira, vorher noch einen Blick auf die Brücke von Cangas de Onis werfen und abends fast bis an die französische Grenze heranzufahren.

2.4.1980

Fuenterrabia, Parador Nacional,
morgens

In einem mächtigen Schloß haben wir nach Einbruch der Dunkelheit gestern, noch ein letztes Zimmer gefunden. Es war ein seltsamer April-Anfang, ein zweiter Tag in der wärmenden Sonne, aber auch ein Tag der Höhlen. Zwei waren verschlossen: den Eingang in Covadonga hielten betende Nonnen besetzt (Dabei waren wir, um die Zeit des Einlasses abzuwarten, noch in die Hochgebirgslandschaft der Picos de Europa gefahren, zu mehrfach angepriesenen Gebirgsseen) und in Altamira gab es nur die Information, daß die Höhle seit 1977 geschlossen sei, dafür aber ca. 20 km weiter eine Höhle, auch mit Zeichnungen, offen und außerdem der naheliegende Ort Santillana del Mar sehr sehenswert sei (auf Deutsch! und sehr geübt!). Wir sind dann – brummend zwar, aber noch gespannt – in dem mittelalterlichen Dorf gewesen, einer Bühne für Bauern und Antiquitätenhändler, nahe an je-

ner vollständig simulierten Realität, die Baudrillard allenthalben vorkommen sieht. Mittags gelangten wir zu jener in Altamira annoncierten Höhle, aber eine viertel Stunde zu spät, um noch vor Tisch etwas sehen zu können. Schon auf der Flucht vor den Verhexungen hielten wir uns an, legten uns an einen Fluß und in die Sonne und warteten

...

Die Höhle, mehrfach entdeckt und wieder vergessen, „la moneda“ genannt, weil man Geld aus dem 16. Jahrhundert darin fand, war grandios: sehr farbige und leuchtend herausgeputzte Tropfsteine mit schwarzen Umrißzeichnungen von Pferden, Rentieren, Bisons . . .

Angekommen in der kleinen Grenzstadt mit dem Parador „El Emperador“ war der Himmel wieder trübe; Wind ging durch die steilen Gassen und fing sich in den Laken. Die Wahrnehmung ist auf Autofahrerdimensionen geschrumpft. Seit Finisterre haben wir 1000 km zurückgelegt. Die Straßen sind durchweg gut an der Nordküste Spaniens entlang.

Einen Brief nach Kvar habe ich geschrieben, des Inhalts, daß ich plötzlich erschrocken sei über das Aufhören der jahrelangen und pausenlosen Intimität, daß aber diese Wallfahrt ohne ein Fortgehen nicht möglich und also das Fortgehen notwendig gewesen sei um der Rückkehr aus Ferne und Vergangenheit willen . . . ich glaube es fast.

3.4.1980

Foix, Hotel Audoye Lons,
morgens

Wieder zurück im gekannten Land der Katharer, bin ich erschöpft von soviel Autobahnen, aber gespannt auf den Berg. Gestern noch gab es eine Etappe der Kontraste: gegen Mittag, nach zugig-zügiger Fahrt über Biarritz, Bayonne, Orthez kurz in Lescar bei dem hinkenden Bogenschützen, dem Esel und dem angebundenen Hund; dann via Lourdes, um die Massen-Wallfahrt unserer Tage we-

nigstens kurz vor Augen zu haben: aber Lourdes gleicht einem mechanisierten Alptraum der geschmacklosesten Frömmigkeit, die schon zum Zeitpunkt ihres Entstehens, im 19. Jahrhundert, mit Krampf, Lüge, Kitsch durchsetzt war; man war gerade dabei, die Festtage um Ostern zu präparieren; die heiligen Anlagen wurden gesäubert und für den Ansturm der Gläubigen vorbereitet; tausende Kerzen in verschiedenen Preislagen waren aufgestellt; die fahrbaren Krankenstühle, frisch geölt, standen zu Hunderten in Reihe; die drei Kirchen über- und untereinander waren schon in ihrer ganzen Scheußlichkeit herausgeputzt; sogar auf den Toiletten roch es nach Weihrauch; die Andenkenläden waren randvoll – es gab einige tausend davon! – mit endlosen Reihen meist kunststoffgepreßter Dinge; es sollen einige hunderttausend Menschen um Ostern kommen (im Jahr sind es über drei Millionen!) – meine Wahrnehmung ist verstört von einer derartigen Dichte des Undichten, von diesem Supermarkt der religiösen Zeichen ohne jeglichen Restsinn: die Madonna als Nachttischlampe und als Plastikflasche . . . wen befriedigt das? woher dieser massenhafte Erfolg? welches Bedürfnis hinkt hier herum?

Christoph hatte den Einwand, daß man seinen Sarkasmus nicht ausbreiten dürfe über die wirklich Leidenden, die hier ihre letzte Hoffnung investieren und doch offensichtlich Hilfe finden (Es gibt ein Büro für Ungläubige mit Medizinerzertifikaten). Ein Denkmal oberhalb der Grotte zeigt einen knieenden Blinden und darunter eine Inschrift: er habe hier zwar nicht sein Augenlicht wiedergefunden, wohl aber seinen Glauben! Was für eine Falle!! Und welchen Glauben? Wenn es denn erlaubt ist zu fragen? Den Glauben des Hirtenmädchens Bernadette Soubirous, daß die Madonna so aussieht (im weißen Gewand mit blauer Schärpe), wie sie jetzt von allen nach Hause getragen werden kann, in welcher Gestalt auch immer? daß es um jeden Preis – besonders für Außenseiter – darauf ankommt, an der Normalität dieses beschränkten

Lebens teilzunehmen? daß man seine Wünsche in jenem Arrangement kodifizierter Gefühle unterzubringen hat, das die katholische Kirche verwaltet? Sind das die Reste des Kreises des Mittelalters?

Ich bin bis zur Wut traurig, bis zum Weinen zornig gewesen über solch eine Farce auf die Pilgerschaft, der wir doch einen kleinen Sinn abgewinnen konnten. Versöhnt und aufgerichtet hat mich erst wieder die Totenkirche von Valcabrière und der Kreuzgang von St. Bertrand de Comminges. Ob die vier Evangelisten, die hier Rücken an Rücken auf Tuchfühlung die berühmte Säule bilden, gehnt haben, was sie mitvorbereiten helfen: den katastrophalen Niedergang einer Kraft, die doch für fast zwei Jahrtausende die Wirklichkeit der Menschen von außen und innen ernährte? Ich brauche jedenfalls für mein Verdikt über Lourdes einzig die ästhetischen Kategorien, die an diesen beiden Gotteshäusern zur Geltung kamen. Vielleicht aber ist es gut, nicht nur zu wissen, daß es aus ist mit einer bestimmten Gestalt des religiösen Lebens: mit der aufs Abstrakte gerichteten Sinnlichkeit, sondern es auch gesehen zu haben.

3.4.1980

Toulouse, Hotel Capoul,
nachmittags

Für zwei Nächte sind wir in der „Capitale du Midi“, haben wir einfache Zimmer genommen in einem großen Hotel der Stadtmitte. Am Nachmittag angekommen, nach einem kurzen Schlaf, zieht sich in mir der Tag zusammen auf einen Punkt: Montségur; diesmal nicht in der Sonne – wie vor zweieinhalb Jahren, sondern bei Wolken, Wind, Schneeschauer. In dem kleinen Ort gleichen Namens waren wir viel zu früh. Für Besucher gab es noch keine offenen Türen. Der Aufstieg ging schneller zwar, war aber nicht weniger lungenerfrischend. Eine Stunde vor Mittag waren wir im Fünfeck auf dem Pog

(occitanisch für Puy): Stein auf Stein, eine geistige Ordnung auf einer natürlichen, beide im Äußersten errichtet, eine letzte Steinzeit kurz unter der Sonne, ein Grabmal zwar auch (für 200 Parfaits im Jahre 1244) wie alle Pyramiden, Steintürme, Menhire . . . aber ein Zeichen der Erinnerung, daß auf dieser Erde Menschen gelebt haben. Lassen wir die Legende zunächst aus dem Spiel – das ist eine vorläufige, wenn auch unvermeidbare Art, sich der Wahrheit zu nähern – sehen wir nur diese einfache Geste eines zum Himmel offenen Steingefäßes mit dem breiten Bug nach Süden und den langen Seiten von Osten nach Westen, so daß man die Arme ausstrecken kann, aufrechtstehend, über allem und doch gehalten auf ihr, der Erde, der Mutter . . .

Es war kalt bis zum Frost. Kaum daß wir mittags Brot und Käse in Händen halten konnten. Die neue installierten Lichtanlagen rundum waren fast alle zerstört, wie wenn einer mit Nachdruck hätte sagen wollen: dies ist nicht für euer Licht, für eure Aufklärung, für die landläufige Ausstellung, in der alles vergangene Menschliche eher schlecht als recht verwahrt wird, um so der endgültigen Un-wirk-lichkeit zu verfallen!

Auf dem Rückweg ins Bewohnte habe ich mir – in der Nähe des Friedhofs von Aigues-Vives – den Ringfinger der rechten Hand verstaucht, so daß ich mir jetzt in Toulouse meinen breiten Ehering – selbst wenn ich es wollte – nicht ausziehen kann. Doch wer weiß schon, was er will? Im Traum letzte Nacht war ich Attentäter, der eine brauchbare Erfindung gemacht hatte: eine Bombe nach Art einer Klette, mit Fernzündung; als es spannend wurde, gabs einen Szenenwechsel auf einen Bauernhof (Domäne?), wo mir von der getreuen Sekretärin ein herrliches Heubett gerichtet war, in dem ich ein wunderschönes Mädchen mit silbersträhnigem, blonden Haar fand . . . Pilgerträume von der Heimkehr und der Müdigkeit.

4.4.1980

Toulouse, morgens

Nur Stein, gefügt von Gottes- und von Menschenhand (nach den Plänen einer Frau!) sonst nichts, keine Botschaft, keine Nachricht . . . nichts Zusätzliches – das ist der Montségur, der Berg der Zuflucht. Die jahrelangen Studien ergaben lediglich, daß die Sonne auf dem höchsten Punkt des Jahres für einen Augenblick durch die Burg hindurchscheint, durch zwei gegenüberliegende, tiefe Luft- und Lichtscharten (was kein Zufall sein kann). Aber wieviel Einbildungskraft (und Phantastik) ist auf den Pog fixiert! Er ist der Berg des Widerstandes gegen jeden Zentralismus, sei er kirchlicher oder staatlicher Herkunft; die occitanische Bewegung hat ihn zum Zeichen; er steht für die Kultur des Midi und für die letzte große Verbindung Europas mit Asien (durch die Verehrung des Lichtes seitens der schwarzgekleideten „Bonhommes“). Déodat Roché, ein Schüler Steiners, hat sich ebenso auf ihn bezogen wie Otto Rahn, der den Gralsberg hier lokalisiert (und es fällt schwer, sich angesichts seiner Unverwechselbarkeit, die man sofort wiedererkennt, wenn man ihn zum ersten Mal sieht, vorzustellen, daß Wolfram von Eschenbach einen anderen Berg gemeint haben könnte). Hitler hat den Pog während der Besatzungszeit zum Sperrgebiet erklären lassen. Und zum 700. Jahrestag des „Falls“ der Burg umkreisten Flugzeuge der deutschen Luftwaffe stundenlang den Montségur. Was für ein Mißverständnis war da Motiv?

Seltsam ist auch die Diskrepanz der Perspektiven: während heute eher das Militärische am Anti-Militärischen: Tapferkeit, Ausdauer, überwundene Todesangst im Blick ist, kann dergleichen Entschiedenheit für die Katharer selbst nur eine Marginalie gewesen sein, die auch noch im Widerspruch zu ihren Kernvorstellungen vom vollkommenen Leben stand: consolamentum, amor, endura . . . Oder gibt es über das Konzept der „Reinheit“ (einer mir äußerst verdächtigen Kategorie) geheime Verbindungen zwischen Vollkommenheit, Machtanspruch, (Gegen)Mili-

tarismus, Faschismus? Sind Korrespondenzen denkbar zwischen Montségur und Santiago, zwischen ihren verschiedenen „Stein-Zeiten“, so daß die wirkliche Ruine mit der imaginären Ruine in ihrer ruinösen Realität übereinkäme, also doch eher Konkurrenz statt Differenz bestanden hätte zwischen dem Midi und Rom – Paris? Wirft die Milchstraße vielleicht überhaupt keinen Schatten??

etwas später

In dieser Stadt Toulouse ist die Liebe erfunden worden, jedenfalls die „amour passion“ („Lieben heißt brennen aus unerschöpflichem Öle“ R.M. Rilke im „Malte“) und – einige Jahrhunderte später die „fröhliche Wissenschaft“ (gay science); beides scheint hier noch immer in einem außerordentlichen Maße das tägliche Leben zu bestimmen: das Flair der Stadt, die Aufgeschlossenheit der Gesichter, der hohe Stand der Fähigkeit, Blicke zu replizieren, die besondere Mischung der Rassen (das Maurische bzw. Afrikanische herrscht in gehaltener Dominanz; jede zweite Frau ist ansehnlich, jede dritte eine Schönheit), aber auch der Umstand, daß uns keinerlei Früchte wissenschaftlichen Ehrgeizes aus den Universitäten der Stadt bekannt sind, und das sichtbare Ineinander von geistiger und körperlicher Erkenntnis auf den Plätzen, in den Cafés . . .

Wie also sollten wir – mittendrin – um das Thema herumkommen, das uns betrifft, daß er die vielen Leben der Liebe will und ich das eine . . . das Thema, das sich mir telegraphisch und telekinetisch (mit Fingerschmerzen) aufdrängt: die Frage war gestern abend zwischen Spiegeln, ob das, was einer Frau mangelt, bei anderen Frauen gefunden werden kann? Oder ob es möglich ist, im Negativ-Profil des Mangels – nur indem die Linie deutlich konturiert wird – auch das positive „All“ zu erfahren? Wir sprachen von den vielen Gesichtern; ich habe darauf bestanden, daß einzig das Gesicht danach, das abgeschminkte, das Gesicht jenseits des Theaters ge-

liebt werden kann – auf Dauer, und daß man nur in der Dauer am Theater vorbeikommt; bis dahin wäre alles immer nur gewollt, aber in die Notwendigkeit käme man erst durch das Einstehen für die Konsequenzen des unerhörten Unrechts, anstelle der gegebenen Natur die Liebe als Bauprinzip des Lebens zu setzen, wobei es gewiß schwierig sei, solche „Ontologie“ von aller Moral freizuhalten . . . Dabei fiel mir auf, wie sehr s i e bereits wieder in meine Gedanken eingefärbt ist.

nachmittags

Ein Sonnenmorgen in Toulouse: Frühstück auf dem Place du Capitol, wo die ersten Blumen- und Obststände schon aufgeschlagen waren; dann zwischen Buchläden schrittweise nach Saint Sernin, dessen rot-weiß-brauner Bau trotz seiner Größe (in der Romanik wurde, abgesehen von Cluny, überhaupt nichts Größeres errichtet), zierlich und leicht wirkt; mittags ein freundlicher Streit über das Schreiben bzw. darüber, daß auch dieses Medium am Ende ist und aufs Ganze gesehen eher verzehrend sich auswirkt; man scheint in der Tat mit seiner Produktivität zu spät zu kommen: eine gut bestückte Buchhandlung kann einem an einem einzigen Morgen (Karfreitag-Morgen) zu allen virulenten Themen die adäquaten Abhandlungen bieten! Darf ein Schriftsteller eine derart erschreckende Wahrnehmung überhaupt zulassen?

Doch vielleicht liegt eine Chance in der bewußten Umkehrung der nur widerwillig zugegebenen Unmöglichkeit, das Leben zu ersetzen. Vielleicht haben wir die Möglichkeit, den grassierenden Lebens-Ersatz seinerseits noch einmal zu ersetzen, das Geschriebene zurückzuschreiben, präzise Kunde zu geben von dem langen Prozeß, den wir uns ob des fehlgeschlagenen Versuches machen, zu sein wie Gott. Literatur als Abbruchunternehmen, als Ruinierung mit Bewußtsein – das wäre ein programmloses Programm mit Zukunft. Insofern könnte sich mein Umgang mit den „Strukturalisten“ demnächst im Titel als richtig erweisen: „Die Zersetzung des Wissens“, das als Ersatz

für das Leben dienen sollte, für das Leben in „Schönheit“, für ein Leben der „Güte“, für das „wirkliche“ Leben, für das „Geheimnis“ des Lebens und für das Leben der „Liebe“ . . . Schreiben als Zersetzung eines Ersatzes, damit ein souveränes Leben jenseits unserer Horizonte möglich sei; keine Frage, daß auch solchem Schreiben noch lange die Gewohnheit eines Ersatzwillens anhaftet, aber wer soll den Willen zur Macht brechen, wenn nicht der Mächtige – auch die Naturwissenschaft ist ja unersetzbar bei dem mühsamen Unternehmen, mit den verheerenden Konsequenzen der Naturwissenschaft fertig zu werden . . .

5.4.1980

Toulouse, morgens

Den Ersatz zersetzen! Nicht den Kreis behaupten, wo er gesprengt ist! Und doch den Riß als Riß bewahren!

Den Verlust des Gartens als Verlust festhalten und kein Konstrukt irgendeiner Architektur je akzeptieren! . . . ein Kettenmotto, das tragfähig wäre für eine Archäologie des Sozialen, doch gleichzeitig für jeden Einzelnen zu schwer: gestern diskutierten wir über den Beitrag der Katharerverfolgung zur Genese der europäischen Seele, über die Wirkung des Einsatzes gezielter, kolportierbarer Grausamkeit (etwa das Hinabstoßen der Dame Guiraud de Laurac in einen Brunnen, der dann mit schweren Steinen aufgefüllt wird) angefangen vom wild sich wälzenden Kreuzzug auf Béziers über Simon de Montforts erfolgreich-zerstörerischen Krieg vor Ort bis zu den Praktiken der allerheiligsten Inquisition (war nicht Dominikus ein Spanier?), die noch in Edgar Alan Poes fantastischer Verdichtung der Angst nachklingen . . . und darüber, ob nicht noch immer die Gewalt der nächste Komplize der Einbildungskraft ist.

Abends waren wir in zwei Filmen: der eine handelte vom Tod, d.h. vom Nicht-Tot-Sein-Können der „Zombies“ – ein gut gemachter, in bestimmter Hinsicht als Paraphrase unseres totfernen Lebens lesbarer Horrorfilm; der andere handelte vom Geschlecht, von Körperfreuden und Sexleiden, und war ein schlecht gemachter Pornofilm, der im Grünen spielte und – da er Selbstverständlichkeiten des Umgangs nur alternativ umkehrte – die Grenze zur Lächerlichkeit menschlichen Verhaltens permanent überschritt; trotzdem lachte niemand.

Nun ist klar, daß die Einbildungskraft in Europa gerade durch das Unsichtbarwerden von Tod und Geschlecht gefangen worden ist (um Energie für andere Aufgaben zu liefern!), so daß ihre Befreiung von bestimmten Regeln ebenso auf Umwege gehen wie in neue Fallen geraten muß. Das fixierte Starren auf den wieder ins Sichtbare eintretenden Tod und die Attraktion eines vor aller Augen verbissen dargestellten Geschlechtslebens (zwei Seiten einer „Sache“, nämlich des notwendigen Untergangs des „Individuums“) sind als kaum gedeutetes Ereignis der Gegenwart gewiß ambivalent, d.h. weder mehr moralisch zu begreifen noch in die Schubladen neuer Verdrängung einzusperren. Auch hier geht es darum, den Ersatz zu zersetzen, den Film als Ersatz der Schrift, die Ersatz des Lebens ist . . . Doch zugleich steckt im Ersatz die Schicksalsfrage: man muß begreifen, was einem angetan wurde, was man – ahnungslos – akzeptiert hat vor jedem Begreifenkönnen, ehe irgendeine Veränderung möglich ist. So daß es also heißen müßte: den Ersatz als Ersatz begreifen und im Begreifen zersetzen. Das wäre unser Dienst auf dem Planeten. Die von einigen Poststrukturalisten propagierte Umkehrung, die auf eine Heiligsprechung des Ersatzes hinausläuft, ist mir zwar nach wie vor verständlich und erscheint mir auch in bestimmter Hinsicht als konsequent, ist jedoch nicht mein Konzept. Sie überspringt, wenn ich recht sehe, das Paradox und löscht so in sich selbst genau die Kraft aus, die sie ermöglicht: eine parasitäre Figur . . .

Heute fahren wir in der Ebene und auf die Hügel; morgen geht es in die hohen Berge des Landes der Katharer.

5.4.1980 Carcassonne, Hotel Terminus, abends
 Gut angekommen, durch viel Frühlingssonne gefahren, das meiste wiedererkannt (im „Montagne Noir“), dem vagen Vorentwurf des Tages präzise gefolgt und eingezogen in das Hotel, das vor Jahren Ausgangspunkt meiner ersten Fahrt zum Montségur war . . . am Abend vor Ostern wollen wir langsam mit dem Wahr-Nehmen beginnen und im untergehenden Licht ein paar Blicke auf und in die Altstädte von Carcassonne werfen. Vielleicht können wir in der Cité irgendwo – wenn es kalt ist – einen „Corbière“-Wein trinken und ein „Cassoulet“ essen (jenes Bohnengericht, das hier berühmt ist, obwohl oder weil die Katharer ein strenges Bohnenverbot kennen . . .).

6.4.1980 Ostern Carcassonne, morgens
 Es ist in der Tat zur Grundstruktur dieser Reise geworden, gut anzukommen, die wichtigen Orte zu treffen, fruchtbare Konzeptionen zu finden, die ergänzungsfähig sind, die Kräfte nicht in den Mißhelligkeiten verschobener Abfahrten und schiefer Ankünfte verplempern zu müssen und bisher seine sieben Sachen und seine fünf Sinne beisammen gehabt zu haben, wenn es nötig war . . . so auch Osten 1980.

Ohne Hilfe einer bewußten Absicht fand ich gestern in Lavaur den Platz, auf dem bis 1211 die Burg jener Dame Guiraud de Laurac stand, am Steilhang des Flusses, damals wohl noch im Zentrum der Stadt. Dieses Zentrum aber ist nach Zerstörung von Burg und Brücke völlig verlagert worden. Ein Stück der alten Peripherie dient heute

zum neuen Markt, zum Kreuzungspunkt der Interessen. Solche Verschiebungen, mögen sie auch sehr lange zurückliegen, geben den Orten bis auf den heutigen Tag etwas Schiefes, das nie mehr verwunden werden konnte.

Albi danach war hell, trotz der Backsteinbauweise. Die Kathedrale Gottes mit der hochgezogenen Wehrmauer und die Erzbischofsburg in ihrer erdrückenden Höhe sind schon als Antwort auf die Herausforderung durch die Katharer entstanden, wie auch die Universität Toulouse. Im übrigen hat Albi seinen Namen dem Geschehen, dessen Spuren wir folgen, nur geliehen. Vor den Bildern von Toulouse-Lautrec, welche die Burg nun anfüllen, überkamen mich einige Reminiszenzen dieses Verhältnisses von Adel und Bürgertum: ein Graf sieht die Karikatur im Vergnügen der Bourgeoisie, malt sie auf Karton, auf Wegwerfpapier und hat damit bis heute einen überschätzten Erfolg; die Plakatkunst, die gut dokumentiert ist, war so eingängig, daß an ihr heute nichts mehr aufscheint, was noch interessant wäre.

Zwischen Albi und Castres machten wir eine kleine Landpartie. Unterhalb der Ruine eines Kirchleins, am Hang gegenüber fand (wie immer seit Burgund) unser Mittagmahl im Grünen statt: Baguette, Schinken, Wurst, Käse, Äpfel, Orangen, Quellwasser – und da die Sonne wärmte – trotz eines leichten Mistral – gabs eine Mütze Schlaf unter dem Himmel. In Castres selbst waren dann nur Goyas Träume real: die Desastres de la Guerra, die Sprichwörter und die Capriccios (Ziegensprünge der Einbildungskraft), die per Zufall in ein fast düsteres Provinzmuseum geraten sind. Vielleicht geben solche Bilderfolgen, obwohl unter ganz anderen geographischen und historischen Bedingungen entstanden, einen deutlicheren Eindruck von den Schatten, die noch immer auf diesem fruchtbaren, sonnigen Land liegen. In Toulouse konnte man sie gelegentlich vergessen, aber Carcassonne hat diese Schatten nur scheinbar überwunden, „scheinbar“ im Licht der abertausend Watt-Lampen, die die Mauern

der Cité überstrahlen. Goyas Träume von den Ungeheuern, die der Schlaf der Vernunft gebiert, sind also doch nicht zufällig hier – in den schwachen Konturen kaum erhaltener Schlösser, Burgen, Kirchen – verwahrt. War nicht über der Ruinenlandschaft von Lastours der Flügelschlag eines solchen Ungeheuers sichtbar, trotz Abendlicht und trotz touristenfreundlicher Arrangements?

vor Abend

Bei der Osterfahrt zu den Fluchtburgen der Katharer ist uns der Unterschied klar geworden: den Camino de Santiago kann man aus den Bruchstücken, aus dem, was da ist, rekonstruieren. Die Realität des mittelalterlichen Midi läßt sich nur aus dem Fehlen von Zeugnissen oder aus den Lücken, die die offizielle Geschichte hat, erschließen: eine Archäologie nicht aus Resten, sondern aus dem Fehlen von Resten (ob die Chronik von Montailou die Sachlage ändert, wird man sehen . . .). Insofern war der Satz, den der Betrunkene in Moissac nach der Eingangsmelodie der Eroica gesungen hat: „On a gagné“ der direkte Hinweis auf den Sieg von Wallfahrt und Kreuzzug über das „Dasein“ im „Anwesen“. Im Zusammenstoß von Kirche und Ketzer, aus dem die Kirche (und hinter ihr der Staat) mit Hilfe der kriegerischen Wallfahrer und der wallfahrenden Ritter siegreich hervorging, jedenfalls für einige Jahrhunderte, ist die Entscheidung für den Fortschritt, für die Ziel-Weg-Logik, den offenen Lebenslauf, die Hoheit des Machtwillens und für die Unterwerfung dessen, was in Kreisläufen wächst, der Natur, des Gartens und der Frau gefallen. Man muß die Kreuzzüge, die Zerstörung von Konstantinopel, die Wallfahrt nach Santiago und die statuierten Exempel der in Simon de Montfort zusammengehenden Macht Roms und Paris in eins sehen. Dies ist dieselbe Geschichte trotz aller Ereignisvarianten, die heute in ihre lange Auflösung übergeht und von daher neu wahrgenommen, gelesen, interpretiert werden muß. Die „Milchstraße“, die dem Kai-

ser Karl im Traum erschien, die von Millionen gegangen wurde, und die – als inneres Band eines vermeintlich notwendigen Europa – zunächst in Stein und Eisen geschlagen, dann in die Herzen und Seelen der Menschen gedrückt und gemeißelt wurde, zeigt sich jetzt als eine Kette von Zufälligkeiten, die ein mutig forciertem Wille zur Macht zusammenhielt; diese Milchstraße wird nun vom Schatten, den sie geworfen hat, eingeholt. Peyrepertuse, Quéribus, Puilaurens sind rückweisende Monumente einer für immer verlorenen, unwiederbringlichen Zeit. Aber ich sehe bis jetzt nicht, daß daraus irgendwo etwas Neues wird. Auch die Katharergeschichten sind längst gefällig geworden (neuerdings gibt es bereits Comics über die Zeit von 1209 bis 1257); die occitanische Bewegung ist wie die aus der nordspanischen Kette (Navarra libre! Castilia libre! Asturias libre! Bierzo libre! Galicia libre! usf.!) herausgefallenen Regionalismen vielzusehr bloße Umkehrung der symbolischen Ordnung, um Lebensmöglichkeiten für die Zukunft wiederfinden zu können. Vielleicht ist der Vandalismus am Montségur (wie die Gewalttätigkeit der ETA) eine Maske, die etwas Drittes verbirgt. Was Zukunft haben soll, muß durch die Geschichte der letzten 750 Jahre hindurch gerettet werden. Der Sieg der einen Kirche und des einen Staates, der Sieg der Macht über das Leben ist irreversibel. Burgen können nicht mehr gebaut werden, sowenig wie Kirchen. Aber aus der maßlosen Trauer des Herzens kann Zukunft wachsen. In Carcassonne geht die Sonne unter.

später

Das äußert sich zuerst in der Sicherheit darüber, was fällig ist, im Nicht-Mehr-Irre-Werden daran, daß das, was historisch perfekt ist, aufhören muß: man geht auf eine Reise und sucht, obwohl man weiß, daß sie nicht mehr zu finden sind, die Orte, wo Götter gerne sind; wir obendrein suchten den Weg dahin, den Gott selbst mit Hilfe eines Engels der europäischen Menschheit geoffenbart hatte, und der aus einer mehr oder weniger dicht ge-

knüpften Kette von heiligen Orten (hauts lieux!) besteht; aber irgendwann kommt, wie jetzt, der Augenblick, in dem man sich sagen hört: „Gott und die Götter sind nicht mehr auf Erden. Die Orte sind verlassen. Hölderlin hatte Recht. Seine Rehabilitierung von Landschaften, Strömen und Städten hat nur ihren Verlust mit Schmerzen festgehalten. Deshalb ist es gleichgültig, ob man dorthin oder dorthin geht, ob man diese Kirche oder jene Burg noch sieht oder nicht mehr sieht. Die St. Jakobskirche in Santiago ist ebenso leer wie der Montségur. Gott ist – so betrachtet – längst ein Gespenst, das zwar noch in den Regeln des menschlichen Umgangs haust, nach innen gewendet als Vorschrift des Selbst, aber nicht mehr nach außen. – Wir haben ihn verbraucht; es kommt jetzt nur noch darauf an, die vielen Ersatzgötter – vor allem uns selbst – sterben zu lassen. Zur gegenwärtigen Realität der Einbildungskraft gehört mit Notwendigkeit die Wüste.“

Freilich ist darauf eine Antithese zu formulieren – die der einsamen Kontemplation –, doch die spare ich mir auf bis Berlin. Es ist so, daß wir weder Gott und Götter noch Gespenster brauchen, wenn wir der Liebe die Treue halten und der Macht entsagen, wo immer sie uns beutelt und wir ihr blinder Diener sind. Man kann es aushalten bei der Kraft, die aller Dinge Schoß ist. In Anbetracht des Lebens gibt es nur eine Spannung: die zwischen Einbildungskraft und Macht (diese Spannung entspricht der Konstellation von Mutter und Vater). In den Grund der „imagination fondatrice“ geht unser Weg. Einbildungskraft ist Zeit, die sich im Raum verschwendet hat, nun aber in ihre Armut zurückkehrt. Zu Grunde zu gehen, ist nicht genug. Man muß sich in das Gründende eintragen ohne Kalkül und die Gewohnheiten des Marktes. Das Ziel ist das Erreichen jener Kraft, die Ziele, d.h. Bilderketten, Legenden, Geschichten, d.h. Geschichte hervorbringt (produziert). Will man sie nicht vollends verlieren, muß man sie endlich riskieren, sich anders als im Sinn

des Habens zu ihr stellen. Sie ist kein Gegenüber, erst recht kein möglicher Gegenstand, sondern sie ist das „Ka“ (der Ka-Name der Ägypter), das immer schon seine Hand von hinten auf menschliche Schultern gelegt hat, ein „consolamentum de derrière“. Der in seine Mutter heimgekehrte, auferstandene Christus – dessen Tag ja heute ist – kann nicht mehr als der alte Gott der heiligen Orte, als jener dunkle Parasit der Menschheit, der von Opfern lebt, angesprochen werden, sondern als Woher und Wohin der Kraft, als das Dritte, aus dem die Zwei leben, weil sie sich erkennen . . .

7.4.1980

Carcassonne, morgens

Die Macht und der Haß auf alles, was wächst, stehen im Widerspruch zum Prinzip der Vegetation, daß sich das Kleinste ins Größte verwandeln kann (und umgekehrt). Insofern ist die Pflanze, nicht das Tier, der Bildner der höheren Menschheit gewesen. Auferstehen kann nur jemand, der das Gleichnis vom Weizenkorn, das in die Erde fällt und stirbt, „materialisiert“. Goethes Suche nach der Urpflanze, von der ich träumte, hatte nur diesen Sinn: die Erinnerung wachzuhalten daran, daß die tiefste und höchste Wahrheit im Vegetativen zu finden sei. Ganz vergessen wurde das nie: noch im Kampf um Bäume in Berlin-Gatow oder in jeder Anfangssympathie für die „Grünen“ oder auch in St. Exuperys „Je suis responsable de ma rose“ gibt es Anklänge. Und natürlich in dem einfachen Umstand, daß Ostern im Frühling liegt und die Auferstehung Christi immer auch als Wiedergeburt des Lebens gefeiert wurde. So betrachtet gleicht die Einbildungskraft einer Pflanze (der Ur-Pflanze), genauer einer Wurzel, die – im paradoxen Verhältnis – umso mehr Leben treibt, je weniger Nahrung sie bekommt (wobei allerdings ein Minimum und ein Maximum an Nahrung anzunehmen ist, d.h. man kann sie durch Verhungern und durch Übersättigung sterben lassen, eher aber durch

Übersättigung). Darauf bezogen ist es interessant, die Einsiedelei des Mittelalters und das Fernsehzimmer der Moderne – beides Arrangements für Einsame – zusammenzusehen. Auch der Eremit hat seine Bilder vor sich, aber solche der Pflanzenwelt, der klaren, einfachen Verhältnisse: in Haus, Garten, Kirche, Altar kommen sie, in Überfülle manchmal, von innen. Die Überfülle, die aus dem Apparat quillt und fesselt, überlagert dagegen – unabhängig von der Qualität des Gebotenen – die begleitende Phantasie, tötet sie ab, macht das vorbewußte, permanente phantasierende Denken stumpf und wirr, das sich über Jahrtausende so hartnäckig hielt . . . Es scheint einen noch unaufgeklärten Zusammenhang zwischen Kapitell, Altarbild, Tafelbild, Fernsehschirm zu geben, der Epochen einer Geschichte der Einbildungskraft bildet. In Moissac sprach Christoph treffend von einer kontinuierlichen Bibel der Armen.

7.4.1980

Arles, Hotel Mireille, abends

Einen Dialog sollte man schreiben, einen Dialog zwischen Karl dem Großen und seinem Onkel „Wilhelm von der Wüste“ über den Abschied vom Kriegshandwerk und die Freuden der Eremitage, und darüber, warum beide, als sie sich trennten, der eine, um neue Landschaften mit dem Willen zu besetzen, der andere, um in einem Garten am Rande der Welt der Welt ledig zu werden, so maßlos lange geweint haben.

Es war eine Fahrt ans Mittelmeer wie sie wahrer, d.h. verwundender nicht sein kann. Im Trüben noch in Carcassonne abgefahren, erschien uns bald über den Bergsilhouetten das Licht, das unverwechselbare Koronarlicht des Rhône-Deltas, des Golfs des Löwen. Das Zisterzienser-Kloster Fontfroide war diesmal offen, zeigte aber nicht soviel Eigenes, wie ich vor Jahren an der Außenmauer angenommen hatte. Die (mit den Lungen)

greifbare Spiritualität von Fontenay gab es nirgends, dafür einiges mehr an bunten Fenstern und dunkler Ruhe. Daß Pierre de Castelnau, Legat des Papstes im Albigenser-Krieg, hier Abt war, nahm uns nicht wunder. Doch auch Béziers mit seiner Kathedrale St. Nazaire, Ort des ersten Massakers, erschloß sich nicht, so daß wir „la France Cathare“ ohne viel Aufhebens verlassen konnten. Doch dann, unterstützt vom Licht der Provence, gab es eine rauschhafte Fahrt durch Sonne, Stein und junges Grau-Grün, über Pézenas ins Hérault nach St. Guihelm le Desert, das überfüllt war trotz der momentanen Unzugänglichkeit der Kreuzreliquie.

Von dort aus führte der direkte Weg durch Montpellier ans Meer. Wir waren kurz in den Dünen und noch kürzer im Wasser, das unendlich im Sonnenglast flirrend sich ausdehnte. In der Camargue sahen wir wieder den Sand (und den Sandwein); und über St. Gilles, das mir von Mal zu Mal zerstörter vorkommt, fanden wir endlich Arles, die alte Stadt, in der ich schon einmal lange gelebt haben muß – so vertraut ist sie mir noch immer und immer wieder. Die „Feria de Pâques“ war gerade zu Ende, als wir ankamen.

8.4.1980

Arles, morgens

Wir sahen sie noch abfahren, die Stierkämpfer aus Spanien, mit ihrem riesigen Chrysler, vor dem Hotel „Jules César“. Überhaupt war die Stadt aufgeregt wie eine Frau nach dem Liebesakt; schon an der Erregung spürt man das zunehmende Verlöschen. Auf dem Boulevard des Lices, wohl versteckt hinter meinem grausträhnigen Bart (und dadurch anders mutig im Umgang), mußte ich zugeben, daß auch Arles fast nur noch für Fremde ist.

In Beaune, am kalten Morgen, waren wir noch im Hotel de Dieu, dem berühmten, und erlebten eine Führung, die aufs Kabarett gehört: es war fast nichts zu sehen und der „Guide“ erzählte pausenlos davon, wie das wegkam, was fehlte, wie Touristen früherer Zeiten alle nicht niet- und nagelfesten Dinge hätten mitgehen lassen und wie die Verwaltung des Hauses immer mehr von dem wenigen, was übrigblieb, unter Verschuß nehmen mußte; übrig blieb eine Farce, in der sich nun die Geschichte der Führungen als Gegenstand der Führung aufspielen kann („Denken Sie an den Guide!“ hatte am Torausgang von Fontfroide gestanden; hier wäre es angebracht!).

Immerhin war das „letzte Gericht“ von Rogier van der Weyden – für Nicolas Rolin aus Autun, den Erbauer des Beauner Hospitals gemalt – eine Entschädigung. Die Themen unserer Reise sind noch einmal souverän kombiniert: von der Mandorla des Weltenrichters, der – auf dem Regenbogen sitzend – sein Verhältnis zur Menschheit ausbalanciert, bis zu den Zombies, die aus der bröckelnden Erde Hände und Köpfe erheben; die Ordnung der Welt der Architektur: das „himmlische Jerusalem“, die Stadt schlechthin, Santiago? Arles? Toulouse?; die unerlöste Natur als Chaos, als Hölle, in die die Verdammten ziehen, sich selbst und einer den andern (kein Teufel! keiner!); und Michael, der mit der Waage gleichmütig die nackten Körper wiegt (Warum aber ist die Sünde schwerer? Wer gab das Maß für dieses Gericht?).

Wenn Gott Mensch geworden ist, wenn das Wort Fleisch wurde, dann kann die Schwere, die Materie kein Einwand mehr sein gegen die Schöpfung! Oder war es die Verzweigung Jesu am Kreuz, einen Körper gehabt zu haben? Muß man etwa die Verklärung vom Berge Tabor als einen Hinweis verstehen, daß erst die Levitation die Dinge ins Gleichgewicht bringt? Dann wäre auch die Inkarnationslehre des Christentums inakzeptabel.

Wenn nämlich alles zusammengehört, wie Rogier van der Weyden es darstellt, dann beschwört das letzte Gericht nicht die Trennung, dann umschließt der neue Regenbogen auch die Sünde und das volle Gewicht der Welt in der Schwere des Fleisches. Das Heil, sollte es dergleichen für Menschen noch geben, liegt keineswegs diesseits, sondern jenseits der Extreme, die durch Rationalität und Sexualität der Menschen gesetzt sind. Die Teufel der geistigen Hoffart und der körperlichen Niedertracht sind nicht weiter auszuschließen. Die Sünde wider den Heiligen Geist in Kopf und Geschlecht muß eingeholt werden: das wäre ein Grundsatz der dritten Offenbarung, der die Grenzen des alten und des neuen Testaments annulliert . . . Und genau darum ist es gegangen in all den Kämpfen des 11., 12., 13. Jahrhunderts um Links und Rechts, um Oben und Unten. Rom und alle folgenden Institutionen haben die Entscheidung für Petrus, für Paulus, d.h. für die Maßgeblichkeit der Alternative gefällt. Das Leid der anderen, die Johannes oder Joachim de Fiore oder Meister Eckhart folgten, das Leid der „Mystiker“ bestand in der Verfälschung ihrer Liebe, die alles in einem erfaßte, zur Ketzerei eines ausgeschlossenen Dritten. Auf sie ist der Schatten der Milchstraße gefallen. Sie wurden entweder verbrannt oder blieben trotz der Geheimlehren (oder wegen ihrer) bis heute unbekannt.

etwas später

In den nächsten Tagen, die mir übrig sind bis zur Ankunft in Berlin, will ich einen Rückblick versuchen. Noch hängt soviel in der Schwebe zwischen den Orten. Wir reisten wohl zu schnell. Irgendwo in der Provence zuletzt, wo die Wundtheit der Blicke fast nichts mehr halten konnte, bin ich – nun doch kein Individuum mehr – verloren gegangen aus mir, an der Mauer einer Kirche in Pézenas vielleicht (um über Chancen einer baldigen Rückkehr zu grübeln), im Geröll hinter St. Guilhelm, vielleicht an der steinernen Luke des Glocken-

turms von St. Trophime unter lauter Dohlengeräusch, oder am Ufer der dunkelgrünen Sorgue – aber immer wieder am Stein – – – Ist dieser Bericht nun ein Nachruf auf die Steinzeit geworden? . . . auch der Wein, den ich trinke, stammt daher und die verlassenen Sandstrände Galiziens.

Im Blick auf die Landkarte scheint unser Weg durch Languedoc und Provence einer Peitschenlinie zu ähneln, die nach der Geradeaus-Rückfahrt in Spanien sich quer über das südliche Frankreich schlängelt.

10.4.1980

Cölbe, morgens

In meinem Traum am frühen Morgen trat Heinrich Böll auf. Er hatte gerade öffentlich erklärt, daß er nun emigrieren wolle aus Deutschland. Im Hause meiner Eltern – nur mein Vater lebte noch – tanzte er dann brummend und schwerfällig einen Männertanz. Ist dieses Land ein Anlaß nur noch zum Auswandern oder zum Verücktwerden? Es hat geregnet in der Nacht und wieder ist Schnee angesagt für Kassel und Göttingen. Der Frühling ist hier sehr zurück.

10.4.1980

Berlin, nachts

Es war einiges zu tun, ohne viel Vordenken und Nachdenken. Berlin war beim Wiedersehen überraschend hell und offen. In der Wohnung, der leeren, überfiel mich eine kleine Art Glück: die wohltuende Ordnung der Dinge, mühsam und eigenhändig errichtet gegen manche Übermacht, damit die Erinnerung an uns gelegentlich aussetzen kann, ohne daß wir von allen guten Geistern verlassen werden. Eingemischt war aber auch ein Wissen, daß dies verlorengehen und sich als Spuk, als überzogener Traum herausstellen kann, wenn die Entfernung zu ihm zu groß wird. Da bleibt wohl nur das Leben mit eingezogenen Schultern.

Schon ertappe ich mich dabei, Gedanken für ein Gespräch mit Christoph zu sortieren, obwohl diese Form der Zusammenarbeit doch nun vorüber ist. Als wir in Wannsee ausluden, am Nachmittag, fiel eine Flasche und spanischer Weingeist löste sich in Berliner Luft auf.

11.4.1980

Berlin, morgens

Mir ist nun klar, daß Denken, Sprache, Kunst nicht mehr Ausdruck sein können. Der europäische „Expressionismus“ mit seinem Plädoyer für das verborgene Eigentliche ist obsolet. Die Aureolen zeigen länger kein Wesen, sondern sind längst Tummelplatz von fiktiven Fälschungen. Das nach-auratische Werk ist auf eine auch im Reich der Träume verheerende Weise Wirklichkeit. Diesen Schock habe ich (ohne Christoph) in Quéribus erfahren, in jener sehr hoch gelegenen, nach Spanien orientierten letzten Katharerburg, einer konservierten Ruine, flüchtig und bleibend. Es war so, daß dort die innere Logik unserer Reise auseinanderbrach. Dort fand der Peitschenknall statt, der die Melodie unserer romantischen Bemühungen um die Heimat im Reichtum hart unterbrach und auch das bunte Kleid dieses Schreibens zerriß. Mit einemmal wußte ich, daß mein Leben auf den absteigenden Ast ist und daß es nun gilt, den Wünschen die Rechnung aufzumachen. Es führt kein gerader Weg mehr vom Gefühl ins Wort. Dazwischen ist der Bruch, der alles ändert. Insofern sind wir mit unserer Weisheit, mit unserem ursprünglichen Wissen als ursprünglichem (wie es auch die Motivation der Reise noch zeitweise nährte) am Ende. Kein Versuch mehr, an die Stelle des Lebens die Philosophie desselben zu setzen. Das gilt für Lyrik und Esoterik. Seitdem die Einbildungskraft sich aus dem Raum zurückgezogen hat, ist es aus mit der „Welt“, die ein bürgerlicher Entwurf aus feudalen Quellen war! So betrachtet ist das Ende der Welt (wie der Tod Gottes) ein qualitatives Er-

eignis der Geschichte, kein faktisches – erst recht keines der Geographie. Aber es bleibt die Affirmation des Bruches, der das Leben negiert. Die Zersetzung des Ersatzes hat hier ihr Betätigungsfeld: zum Beispiel in der unannehmbaren modernen Kunst.

etwas später

Oft, vor der Reise und während ihrer, wenn keine Verbindung mit der Erde möglich war, habe ich den Gedanken nicht abweisen können, daß in mir die Krankheiten zum Tode schneller wachsen als ich selbst. (Auch jetzt sitzt mir wieder das Übergewicht auf den Knochen, was nach all den guten Mahlzeiten in Ronchamps, Autun, Conques, Léon, Fuenterrabia, Foix, Arles und anderswo nicht verwundern kann.) Meine Marburger Krankheit – ich habe sie oft imaginieren müssen – war der drohende Herzriß, der mit der Verhärtung im Betrieb einer auf Hochtouren leerlaufenden Institution (wie der Universität) korrespondiert. Nach dieser Reise kann ich im Infarkt die Rache der Stein-Zeit i n u n s begreifen, das Überhandnehmen fixer Ordnungen gegenüber der Phantasie im lebendigen Kontext. Ausweichen in eine methodische Schizophrenie mit anarchischer Grundtendenz (wie ich es seit Berlin versuche) kommt da vom Regen in die Traufe: nun werde ich immer öfter von der Krankheit meiner Eltern bedroht, die beide an Krebs starben. Obwohl sich in die Bilder der sinnlosen, obgleich konsequenten Tode hin und wieder die Zukunfts-Vision einschleicht, gerade noch einmal davongekommen zu sein (weil ich doch mehr als andere vertraut bin mit dem „Unbewußten“), kann und will ich nicht ausschließen, daß diese Überhitzung der Zellteilung, dieses Modell eines ungebremsen Energieverbrauchs bis zur Katastrophe sich in mir schon probeweise abspielt. Berlin hat in der Hinsicht bedrohliche Konturen. Vielleicht aber

wird's auch ein Unfall! Wie oft sehe ich mich an verdreckten Hauswänden herabstürzen, mit dem Gesicht an der Mauer . . .

abends

Alles läuft darauf hinaus, nur noch in einem unvergleichlich sein zu können: im Lieben. Dieses Erbe der Milchstraße bleibt uns unter Umständen (ich schrieb es schon): die „amour passion“, die einzige Non-Äquivalenz der nachkatastrophischen Geschichte. Allerdings ist ihre Realität – neben der Verschwiegenheit – an eine Bedingung geknüpft, die schwer eingehen mag: an den konsequenten Abbau des Selbstwerts.

Die Antithese zur Realität der gespenstisch wirksamen toten Götter, die Kontemplation (d.h. die Annullierung des Tempels bis zur Leere des Innen) ist eine Arbeit für Einsame. Meditieren kann man nur allein. Insofern geschieht die Wiederkehr Asiens nur durch solche Zeitgenossen, die sich zum leeren Schoß für künftige Geburten machen. Das ist ein wichtiges Geschäft, aber nicht für mich. Ich lebe nicht allein und ich bin lieber ein kleines Instrument als ein großes Gefäß. Daß sich auch in meinem Leben das Kainsmal der Geschichte ausgeprägt, habe ich mit Schrecken, jedoch ohne tiefe Erschütterung wahrgenommen: der Verfall von der Strenge zur Banalität, von der Härte allen Anfangs zum seichten Kompromiß des Endes hat seine irreversible Unausweichlichkeit. Aber in einer Hinsicht lasse ich nicht mit mir spaßen, daß ich durch Gedeih und Verderb seit zwanzig Jahren einen einzigen Menschen erkenne. Ich weiß, daß Liebe und Ehe unverträglich sind wie Feuer und Eis, aber nur das Unverträgliche ist ein tragfähiges Fundament. Einmal, vor vielen Jahren, habe ich geschrieben, daß sich in unserem gemeinsamen Leben eine Veränderung des Lebens der Gattung ergeben wird. Daran halte ich fest,

umsomehr, je wahnwitziger es mir angesichts meiner „schleichend zunehmenden Normalität“ von Jahr zu Jahr vorkommt.

Und wieder und wieder ist das völlig Unwahrscheinliche geschehen: statt für immer entfernt zu sein, den Menschen, den man liebt, in der Nähe umgeben zu dürfen; statt engültig unfähig zu sein für die Geschäfte des Tages, doch aus den Nächten die Kraft für ein unauffälliges Funktionieren zu ziehen; statt der Wirklichkeit der verlorenen Geliebten die mögliche Gegenwart der Frau zu ernten – ohne doch je sicher zu sein: also in der Bewegung eines Sterns, der seiner Bahn gewiß – die Milchstraße kreuzt und in den Schatten ein wenig Licht bringt, dann und wann – dank des wahren Jakob vom Ende der Welt.

